



JEDE WOCHE MIT 6 SEITEN CHRIST & WELT

10. Mai 2012 DIE ZEIT Nr. 20 PREIS DEUTSCHLAND 4,20 €

DIE ZEIT



WOCHENZEITUNG FÜR POLITIK WIRTSCHAFT WISSEN UND KULTUR

Christ & Welt

IN DIESER AUSGABE VON CHRIST & WELT



Maulkorb für mutige Nonnen

Der Vatikan nimmt renitente Gottesfrauen in den USA an die Kandare
Christ & Welt Seite 2



Gib uns unser täglich Fleisch

Ist die Gier nach billigen Steaks gewissenlos?
Christ & Welt Seite 3/4



»Für mich hat Jesus kein Blut vergossen«

Übersetzer Raul Schrott kritisiert Raouls Reform der Kelchworte
Christ & Welt Seite 5



Telefoto: Angela Merkel unterwegs im Flugzeug, fotografiert von Michael Tippe/laif

In Europa gehen ihr die Freunde aus. Und bei der Wahl in NRW droht ihr ein Desaster. Bernd Ulrich über eine Kanzlerin, die hoch angesehen ist und doch die Macht verlieren könnte

DOSSIER SEITE 15-17

Wie lange noch?

Vorbild Schröder

Ohne gemeinsame Disziplin geht der Euro zugrunde. Daran ändern auch die Wahlerfolge der Reformgegner in der EU nichts **VON JOSEF JOFFE**

Lassen wir den »Schwarzen Sonntag« von Athen und Paris einen Moment beiseite, zumal in beiden Hauptstädten die Machtfrage nicht geklärt ist: In Frankreich muss François Hollande in den Juni-Wahlen noch die Parlamentsmehrheit erobern; in Griechenland kann es nach dem Debakel der Koalition rasch zu Neuwahlen kommen. Vorerst gilt die Schlagzeile der *Ta Nea*: »Albtraum der Anarchie«.

Wenden wir uns lieber dem Urquell der Misere zu, dem Niedergang Europas. Dessen Wachstumswunder ist Geschichte – und damit auch das Lebenselixier der Integration. Die Zahlen für die EU-15 – die alte Kern-Union – sprechen eine grausame Sprache. In den Siebziger wuchs sie um 3,2 Prozent. In den Achtzigern waren es 2,5, in den Neunzigern 2,2, im vergangenen Jahrzehnt 1,2 Prozent. Gewiss, der Crash hat alle erwischt, aber hier geht es weiter bergab. Mehr als ein Prozent wird es 2011 nicht gewesen sein.

Der lange Abstieg vom märchenhaften Reichtum ist also älter als Crash und Schuldendesaster. Aber die Krise hinter der Krise ficht die Gewinner vom Sonntag nicht an. Triumphiert hat der Protest gegen eine Wirklichkeit, die schmerzhaften Wandel fordert. Der Widerstand will die Mauern des Nationalstaates zurückhaben, die Globalisierung und Integration geschleift haben. Er träumt von einem Staat, der versorgt und verwöhnt, der hinter seinen Zinnen hockend, den Feind vertreibt: »Brüssel«, Merkel oder »die Märkte«.

Bloß lässt sich dieser Staat nicht mehr finanzieren. Nehmen wir Frankreich. Dessen Staatsschulden sind in nur 22 Jahren von 35 auf 90 Prozent vom BIP angeschwollen. Das Land verzeichnet im Handel ein Rekorddefizit von 70 Milliarden Euro: *au revoir*, Wettbewerbsfähigkeit. Die EU-15 ächzt in diesem Jahr unter einem Refinanzierungsbedarf von 1,8 Billionen. Oder so: Athen muss sich 35 Prozent des Bruttoinlandsprodukts borgen. Frankreich 17.

Der Bundeskanzlerin darf man raten: Bleibe stark – und hilf

Womit also will Hollande die Geschenke bezahlen? Wie die Rekordarbeitslosigkeit von zehn Prozent abbauen, wenn er den Mindestlohn anheben will? Wie die Jugendarbeitslosigkeit (22 Prozent) abschmelzen, wenn er den vereinsten Arbeitsmarkt nicht anpackt, der die Nation zweigeteilt hat: hier die fast Unkündbaren, dort die Jungen? Das Volk träumt, der Gewählte gaukelt.

Und Angela Merkel ist allein zu Haus, der probate Prügelknabe, der Europa mit Geiz und teutonischer Arroganz von der Gesundung abhält. Eine hübsche Fiktion, doch mit zwei hässlichen Flecken. Erstens flirten in Euroland alle mit der Pleite, die nicht nur der Rezession, sondern auch Jahrzehnten der Verschwendung geschuldet ist. Deutschland kann vielleicht Athen

retten, nicht aber die großen drei: Frankreich, Italien und Spanien.

Zweitens lenkt das Merkel-Bashing ab von der eigentlichen Krankheit, die Dr. Keynes – noch höhere Defizite, noch billigeres Geld – nicht heilen kann. Der Staat kann Straßen bauen (darf sich für die Investition auch verschulden), aber Europas Wettbewerbsfähigkeit nicht allein wiederherstellen. Die welkt, wenn der Staat noch größer wird – siehe Frankreich, wo er 56 Prozent der Wirtschaftsleistung auffrisst. Sie blüht auch nicht in eingemauerten Arbeitsmärkten, wo es die Insider bequem haben und die Outsider in der Stütze kampieren. Je mehr der Staat für den Schuldendienst abgreift, desto weniger Kapital bleibt für Existenzgründung und Unternehmens-Expansion.

Die Journaille lobt ungern die Regierenden, aber trotzdem: Ohne Schröders Agenda 2010 stünde Deutschland heute nicht so gut da. Erinnern wir uns an seine legendäre Rede im Bundestag 2003: »Wir werden Leistungen des Staates kürzen, Eigenverantwortung fördern und mehr Eigenleistung abfordern müssen.« Rot-Grün senkte Steuern, lockerte den Arbeitsmarkt auf und verschärfte mit Hartz IV den Anreiz zur Arbeitssuche. Aus fünf Millionen ohne Job sind heute weniger als drei Millionen geworden; das Defizit tendiert gen null.

Ein solcher Umbau steht Frankreich und Co. noch bevor. Auf jeden Fall wird Hollande seine Versprechen brechen müssen. Das weiß er, weil er als junger Mann seinem sozialistischen Vorgänger François Mitterrand gedient hat, der 1981 mit einem ähnlichem Programm angetreten war: mehr Staat, weniger Markt. Die Quitting: Kapitalflucht, Schulden, Arbeitslosigkeit. Nach zwei Jahren wurde Saulus zu Paulus, der Umkehr und Disziplin predigte.

Nach dreißig Jahren Globalisierung und Integration hätte Hollande nicht einmal hundert Tage; auch das weiß er. Außerdem ahnt er, was neben Frankreich auf dem Spiel steht: Europa und der Euro. Deshalb führt ihn sein erster Weg nach Berlin. Der Kanzlerin darf man raten: Bleibe stark – und hilf. »Stark« heißt: Ohne gemeinsame Disziplin geht der Euro zugrunde, ohne eine blau-weiß-rote »Agenda 2015« wird Frankreich nicht gesund. »Helfen« heißt: Wir werden alle Kraft aufbieten, um die »Brandmauern« höher zu ziehen und den Rettungsschirm breiter zu spannen. Vielleicht auch »Euro-Bonds« auflegen, um den Krisenländern billigeres Kapital zu verschaffen – aber nur Zug um Zug gegen Strukturereformen. Eine bittere Medizin, doch eine andere gibt es für Europa nicht.

www.zeit.de/audio

Liberal, nicht blöd

Von Salafisten und Rechtspopulisten darf sich der Staat nicht in die Eskalation treiben lassen **VON HEINRICH WEFING**

Drohen uns hierzulande religiöse Straßenkämpfe? Gehen jetzt radikale Muslime und militante Islamhasser massenhaft aufeinander los, mit Latten und Messern, demnächst womöglich mit noch schwereren Waffen, mitten in Deutschland, im Mai 2012?

Die Bilder aus Solingen und Bonn von Glaubensfanatikern, die über die Polizei herfallen, provoziert von einer Handvoll Islamhassern, haben etwas Verstörendes. Nicht nur der bloßen Brutalität wegen – da sind manche Schlägereien in Fußballstadien eher noch schockierender. Vielmehr, weil die Gewalt religiös motiviert ist; genauer: weil die Gewalttäter ihre Straftaten religiös verbrämen. Sein Glaube, sein Gott seien beleidigt worden, hat einer der in Bonn Festgenommenen zur Rechtfertigung seiner Tat gesagt.

Religionskonflikte führen zu einem unfassbaren Hass und Furor. Diese Erfahrung hat sich dem kollektiven Gedächtnis tief eingebrannt – siehe Libanon, siehe Nordirland, siehe Balkan.

Es ist diese historische Perspektive, verbunden mit der hierzulande immer noch verbreiteten Furcht vor dem irgendwie »fremden«, irgendwie »bedrohlichen« Islam, die die Ausschreitungen von Salafisten am Wochenende in Bonn so brisant macht. 29 Beamte wurden dabei verletzt, zwei von ihnen schwer, als die radikalen Muslime mit brutaler Gewalt auf eine Mohammed-Karikatur reagierten, die Mitglieder der rechten »pro NRW«-Gruppe vor der saudischen König-Fahd-Akademie gezeigt hatten. Die Polizei spricht von einer beispiellosen »Explosion der Gewalt«, die offenbar gezielt vorbereitet worden war, die Staatsanwaltschaft hat Anklage gegen einen 25-Jährigen wegen versuchten Mordes erhoben. Man mag sich gar nicht ausmalen, was geschehen würde, wenn sich derlei wiederholen sollte. Vermutlich wäre es der sichere Weg, auch in Deutschland antiislamische Populisten in die Parlamente zu bringen.

Wäre es da nicht einfacher, billiger, politisch klüger (und der Gesundheit der Polizisten förderlicher), den Frieden kurzerhand zu erzwingen? Also den islamfeindlichen Rechtspopulisten von »pro NRW« zu verbieten, mit Mohammed-Karikaturen vor Moscheen zu ziehen, so wie es der Düsseldorfer Innenminister mehrfach versucht hat?

Die Antwort haben gleich mehrere Gerichte gegeben. Sie alle haben es erlaubt, die Karikaturen zu zeigen, und sie liegen richtig damit. Denn die Meinungsfreiheit ist das Fundament der Demokratie, auch Schwachköpfe dürfen sie in Anspruch nehmen, sofern sie dabei nicht gegen Gesetze verstoßen.

Ja, die paar versprengten Mitglieder von »pro NRW« sind ebenso Extremisten wie die Salafisten, sie sind ebenso Eiferer, Zünder, Verblendete. Beide Gruppen wollen die Eskalation, beide kalkulieren mit dem Fanatismus der Gegenseite, und beide gieren nach der öffentlichen Aufmerksamkeit, die ihnen die Konfrontation beschert.

Und es stimmt, Mohammed-Karikaturen ausgerechnet vor einer Moschee zu zeigen ist idiotisch. Gläubige Muslime gezielt zu provozieren ist widerlich. Aber es ist nicht verboten.

Demokratie ist keine Konsensveranstaltung, Streit ist ihr Treibstoff, solange er friedlich getragen wird. Und Satire, Zuspitzung, Provokation gehören dazu, so schwer erträglich das manchmal sein mag.

Kein Gott rechtfertigt das blutige Messer in der Hand eines Mörders

Und die Religionsfreiheit der Salafisten? Auch sie ist geschützt, natürlich. Aber sie endet, wenn die Langbärtigen den Koran zuklappen und zur Waffe greifen: Kein Gott, keine Religion, kein Bekenntnis rechtfertigt das blutige Messer in der Hand eines Mörders. Wer auf Polizisten losgeht, wer sie gezielt attackiert, der ist kein gefälliger Diener seines Propheten, mag er selbst das auch so sehen – er ist schlicht ein Verbrecher. Und Verbrecher werden verhaftet, angeklagt und verurteilt, sofern sich ihre Schuld erweisen lässt. Da kann, da darf, da wird es keinen religiösen Rabatt geben. Und dieser Konsequenz muss sich auch niemand schämen.

Dass sich die großen Islamverbände unverdrückt und ganz entschieden gegen die Gewalt der salafistischen Extremisten ausgesprochen haben, dass ein paar Muslime in Bonn sogar versucht haben, sich den Messerstechern entgegenzustellen – das sind ermutigende Signale. Sie sagen mehr aus über den Stand der Integration als die Provokationen der Islamisten.

Nein, der Religionskrieg findet nicht statt. Nicht in Deutschland, nicht im Mai 2012. Von ein paar Salafisten und Rechtspopulisten lässt sich dieses Gemeinwesen nicht in die Eskalation treiben. Wie der Rechtsstaat mit fanatischen Muslimen und radikalen Islamhassern umgeht, das hat die Polizei am Dienstag in Köln vorgeführt. Mit sehr vielen Uniformierten, mit Wasserwerfern und Platzverweisen, wenn nötig mit Schlagstock, Pfefferspray und Festnahmen. Sicher, das kostet: Geld, Schweiß, Nerven. Und manchmal müssen Polizistinnen und Polizisten ihre Knochen hinhalten, um militante Schwachköpfe auseinanderzuhalten. Aber das alles ist die Freiheit wert.

Dieser Staat ist liberal. Doch er ist nicht blöd. Und wenn es sein muss, kann er ziemlich stark sein.

www.zeit.de/audio

KREUZ & QUER

Entgleiste Recherche

Die Modelleisenbahn in Horst Seehofers Keller löste vor einem Jahr eine medienethische Diskussion aus. René Pfister, *Spiegel*-Redakteur, schrieb in einem Porträt des Bayerischen Ministerpräsidenten über das Männerspielzeug, ohne die Schienen, Waggons und Bäumchen gesehen zu haben. Den Henri-Nannen-Preis musste er zurückgeben. An diesem Freitag steht wieder die Qualitätsgala in den Terminkalendern der Meinungsmacher. Die Branche diskutiert nun nicht über eine umgekippte Märklin-Lok, sondern über entgleiste Berichterstattung. Nominiert für den diesjährigen Henri ist nämlich die *Bild*-Zeitung für ihre Recherche im Fall Christian Wulff. Der legte bekanntlich sein Amt nieder. Ein erlegter Politiker ist schon eine Trophäe, aber eine, an der Schutz klebt. Ein Journalistenpreis würde sie wieder sauber machen. **CHRISTIANE FLORIN**

Kleine Fotos (v.o.n.u.): Jadis/ddp; Arina Ziaichin/Can Stock Photo; Isolde Ohlbau

ZEIT Online GmbH: www.zeit.de; ZEIT-Stellenmarkt: www.jobs.zeit.de; Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, 20079 Hamburg; Telefon 040 / 32 80 - 0; E-Mail: DieZeit@zeit.de, Leserbriefe@zeit.de

ABONNENTENSERVICE: Tel. 0180 - 52 52 909*, Fax 0180 - 52 52 908*, E-Mail: abo@zeit.de *) 0,14 €/Min. aus dem deutschen Festnetz, max. 0,42 €/Min. aus dem deutschen Mobilfunknetz

PREISE IM AUSLAND: DKR 43,00/NDR 60,00/FFN 6,70/E 5,20/Kanaren 5,40/IF 5,20/NL 4,50/A 4,10/CHF 7,30/1 5,20/GR 5,70/B 4,50/P 5,20/L 4,50/HUF 1605,00

AUSGABE:

20

67. JAHRGANG C 7451 C



4 190745 104203 20



Unser täglich Fleisch gib uns heute
Soja ernährt Tiere, aber keine Menschen. Ist die Gier nach billigen Steaks gewissenlos? **Seiten 3, 4**

Rheinischer
MERKUR

Rebellische Nonnen
Warum der Vatikan Ordensfrauen in den USA zur Ordnung ruft. **Seite 2**

„Für mich hat Jesus kein Blut vergossen“
Übersetzer Raoul Schrott kritisiert Roms Änderung der Kelch Worte. **Seite 5**

SEIN MOTIV:
DER EWIGE SOHN

Schaff ich das auswendig?

Denn Muttertag, das ist wahr, die sind an allen Tagen, heißt es an diesem Sonntag. Und da steht er wieder, der ewige Sohn, skandiert, deklamiert, gratuliert. Was wäre er ohne Mutter, Mama, Mutti, Mami? Natürlich nichts. Seiner Schwester (nicht im Bild) geht's ähnlich. Aber nur Söhne sind halt Söhne.

Fifty-fifty: Viele Deutsche finden Muttertag doof, den Kampftag der internationalen Floristenklasse wollen sie nicht ehren. Blumen gibt's ein andermal, vielleicht ja Montag, oder zum nächsten Weltfrauentag am 8. März. Viele Deutsche finden Muttertag klasse: Brauchtum zielt, Verse aus Kindermund stimmen heiter; manche Mütter feiern auch mit Ironie. Die Sonne scheint, der Sohn duftet nach Flieder und Frühstücksrama, die Zeit bleibt stehen. Ich hab dich lieb das ganze Jahr, das wollte ich dir sagen!

Das sagt auch die Politik. Sie erleichtert den Zugang zu Mutter-Kind-Kuren, Eltern-, Erziehungs- und Betreuungsgeld machen das Muttersein schmackhaft, damit es mehr Mütter gibt und mehr Kinder auch. Wenn die größer werden, dürfen sie mit Mutter zur Kur. Davon weiß der Junge nichts, er weiß nur, dass heute dieser besondere Sonntag ist, der mit der Blume für Mama, der mit dem Gedicht, das man im Schlafanzug aufsagen muss und auswendig, damit es schön wird.

Früher, zu Beginn des 20. Jahrhunderts, war der Muttertag ein Gedenktag der amerikanischen Frauenbewegung. Sehr politisch. Nach dem Feminismus kam der Blumenhandel, nach den Floristen kamen die Nazis mit „Mütterweihen“ für gebärfreudige Frauen. Dann waren wieder die Blumenhändler dran. Dem ewigen Sohn ist das egal, er hat andere Sorgen. Wo ist die Blume? Schaff ich das auswendig? Los geht's. Das wollte ich dir sagen. Und nächste Woche ist Vatertag. *Hans-Joachim Neubauer*

FOTO: MIEKE DALLE



Gehört der Islam zu Nordrhein-Westfalen?

WAHL Im bevölkerungsreichsten Bundesland leben zwei Millionen Muslime. Seit Generationen gestalten sie das öffentliche Leben mit. Doch wenn es an die Urnen geht, zeigt die Politik eine Abneigung gegenüber dem Islam: Als Wahlkampfthema ist er den Parteien peinlich

Von Wolfgang Thielmann

Islam in Nordrhein-Westfalen, das ist Ali, der Hauer unter Tage auf der Zeche Prosper zehn in Bottrop. Sein Vater stammt aus der Türkei. Ali hat sich in Oberhausen ein Dreifamilienhaus gekauft, für die Rente, sagt er. Ihm kam der Ausstiegsbeschluss aus der Kohle zum Jahr 2018 dazwischen. Ali ist 40 und hat Angst davor, zu den Verlierern zu gehören. Islam in Nordrhein-Westfalen, das ist auch Mouhanad Khorchide, der im Libanon geborene österreichische Islamwissenschaftler an der Universität Münster. Er hat den Islam-Lehrstuhl von Sven Kalisch übernommen. Muslimische Verbände hatten Kalisch das Vertrauen angekündigt, nachdem er islamische Grundüberzeugungen infrage gestellt hatte. Islam, das sind Großmoscheen in Duisburg und Köln, der deutschen Hauptstadt der Religion Mohammeds. In beiden Gotteshäusern hat so etwas wie eine konservative Machtergreifung stattgefunden, in dem 2008 eröffneten in Duisburg wie in dem noch nicht vollendeten in Köln. Genaues weiß man nicht.

Islam in Nordrhein-Westfalen, das sind Salafisten mit mittelalterlichem Weltbild, die in Fußgängerzonen Koranexemplare verteilen und von weit her zum Straßenkampf mit der Polizei nach Solingen und Bonn gereist sind. Den Anlass suchten sie bei Pro NRW, einer rechten Splitterpartei. Ihre Mitglieder ergreifen bei Veranstaltungen zum Islam mitunter das Wort und lesen stockend und abgehakt vorbereitete Stellungnahmen ab, bis sie vom Tagungsleiter niedermotiviert werden. Sie demonstrieren in Grüppchen vor Moscheen und halten islamkritische Karikaturen hoch, ein Recht, das sie sich gegen verängstigte Behörden erkämpft haben, woraufhin Salafisten gezielt die Beherrschung verlieren und mitgebrachte Waffen zum Einsatz bringen.

Trotzdem gehört der Islam nicht zu Nordrhein-Westfalen. „Currywurst ist SPD“, heißt die Botschaft auf den Plakaten zur Landtagswahl am Sonntag. Also

Schweinefleisch. „Jede Kraft braucht einen Antrieb“, skandieren die Grünen hintersinnig. „Wir halten zusammen“, lächelt Noch-Landesmutter Hannelore Kraft photoshopgeliftet einem silberlockig-hellhäutigen Wähler zu. Piraten haben zu Migration keine richtige Meinung. Norbert Röttgen, der Unions-Umweltminister aus Berlin, fordert mit Grübchenkinn: „Unser Land verdient das Beste“. Er selber hält sich den Rückzug nach Berlin offen. Und die Frage, was denn das Beste für das Land ist. Gehört der Islam dazu? Jede Partei macht sich Gedanken, wie sie Muslime als Wähler

gewinnt. Aber nicht während des Wahlkampfes. Muslime als Fotomotiv werden beim Kampf um Stimmen weiträumig umfahren. Denn jede Umfrage sagt, dass die Bevölkerung den Islam wenig schätzt, weniger als in allen anderen europäischen Ländern. Türken, Bosnier und Araber sind die verdrängte, verschwiegene, von Bildern verbannte Minderheit, sobald es an die Urne geht. Nicht einmal die multikulturellen Grünen trauen sich, verschleierte Wählerinnen und zotzelbärtige Wähler auf Plakaten zu zeigen. Wie man mit dem Thema verliert, hat Armin Laschet erfahren, der erste Integrations-

minister Deutschlands. Im Kabinett von Jürgen Rüttgers machte er das Bundesland zum Eingliederungsmusterschüler: Mit einer Betreuung für unter Dreijährige, einem Sprachtest mit vier Jahren und mit vielen Chancen zum beruflichen Aufstieg. Sein Erfolg in den Medien täuschte: Nachdem sich die Union 2010 geschlagen geben musste, unterlag Laschet gleich ein zweites Mal gegen Norbert Röttgen als Landespartei. Wer zu früh kommt, den bestraft die Politik. Zu früh kam auch Christian Wulff, der als Ministerpräsident im benachbarten Niedersachsen mit Aygül Özkan die erste

muslimische Integrationsministerin berief. Sie beging bald den Fehler, mit einem Aufruf zur Selbstzensur die Medien gegen sich aufzubringen. Islam als Wahlkampfthema ist peinlich, es gibt ihn nur bei Pro NRW. Dabei ist Integration in Nordrhein-Westfalen im Vergleich gut gelungen. Islam ist auch Lamya Kaddor aus Dinslaken, die Religionslehrerin und Gründerin des Liberal-Islamischen Bundes. Sie gastiert mit Lesungen aus ihrem Titel „Muslimisch, weiblich, deutsch“ in Buchhandlungen und Gemeindezentren und überrascht ihren Freundeskreis auf Facebook fast stündlich mit Nachrichten

über Thilo Sarrazin und Shirin Ebadi. Und löst Debatten zwischen Christen und Muslimen aus. So viel Dialog ist nirgendwo. Die zwei Millionen Muslime in Nordrhein-Westfalen sind gut mit ihren Nachbarn vernetzt, sagt eine Studie. Mehr als zwei Drittel wünschen sich noch mehr Kontakt.

Noch sind allerdings auch die Beteiligten die eigentliche Antwort schuldig: Warum sollte der Islam zu Nordrhein-Westfalen gehören? Was bringt er der gewachsenen Kultur? Tabu? Das Kopftuch? Braucht er vor allem Hilfe, um sich zu domestizieren, damit er einen Platz in einer pluralen Gesellschaft findet? Wer die Antwort verpasst, setzt aufs Spiel, was das Land erreicht hat. Solange die Mehrheit die Religion des Ostens als Kollateralschaden der Globalisierung wahrnimmt, so lange können Politiker mit dem Thema Integration nichts gewinnen.



BRIEF AN DIE BUNDESKANZLERIN

BETR.: PIRATERIE

Liebe Frau Merkel,

wenn Sie diesen Brief lesen, dann ist der letzte Wahlsonntag schon wieder Vergangenheit. Er war in weiten Teilen unseres Landes ein grau verhangener Tag, der die dramatischen Wolken über Europa nur erahnen ließ. Nach der eindeutigen Abstimmung in Frankreich und der Abrechnung mit den Regierungsparteien in Griechenland wird es schwer werden für Sie.

In Kiel dagegen soll die Sonne geschienen haben. Vielleicht hat sich das gute Wetter ja auf das Wahlergebnis Ihrer Partei ausgewirkt. Es ist nicht schlecht, es ist nicht gut. Auch Verluste können gefühlte Siege sein. Aber wer will das bei dieser Pepita-Politik noch unterscheiden? Dass große Nachrichtensendungen einen solchen Wahlabend inzwischen mit Satire einleiten, sollte uns allen zu denken geben.

Welch ein Unterschied zu unseren Nachbarn, zu Griechenland, wo das Schicksal eines Landes auf dem Spiel steht. Oder zu Frankreich, wo der Präsident und mit ihm seine Europapolitik abgewählt wurde. Was heißt das für Sie, liebe Frau Merkel, und Ihren politischen Kurs? Die Dramatik dieses vergangenen Wahlsonntags kommt nicht aus der deutschen Innenpolitik. Die ist, wie sie ist. Und sie ergibt kein politisches Strickmuster mehr. Geht es uns wirklich so gut, dass wir uns die politische Travestie einer Piratenpartei erlauben können?

Ich lese mit großem Interesse die Analysen meiner Kollegen, die in den Piraten den Ausdruck eines neuen Jugendprotestes oder sogar den fundamentalen Wandel von Politik im Netzzeitalter erkennen wollen. Das mag ja sein. Aber ich fühle mich doch an den Niedergang des europäischen Songcontests vor einigen Jahren erinnert, als Guido Horn der deutsche Vertreter war. Wenn man die po-

litischen Worthülsen an diesem Wahlabend mit der neuartigen Sprachlosigkeit der Piraten vergleicht, dann hat das eine offenbar mit dem anderen zu tun. Wer nichts zu sagen hat, kann auch gleich gar nichts sagen.

Das klingt natürlich enttäuscht, liebe Frau Merkel, und träumt den alten politischen Traum: dass Politik doch etwas mit Grundsätzen zu tun hat, mit Leidenschaft, Kampfgeist und politischem Wollen. Aber aus Kiel kommt eben auch eine andere, zusätzliche Botschaft als die von der dünnflüssigen Demokratie aus dem Netz. Der alte Freigeist Wolfgang Kubicki hat es noch einmal allen bewiesen, dass Politik doch von den Kanten, den Ecken und der persönlichen Entschlossenheit lebt. Eine Partei ist eben kein Heringsschwarm und Politik heißt nicht copy & paste.

Es scheint paradox: In Europa findet gerade ein dramatischer Macht- und Politikwechsel statt, und in Deutschland wählt man Piraten. Ich beneide Sie nicht, liebe Frau Merkel, um diesen Spagat. Aber Sie sind nicht völlig schuldlos daran. Diese Piraten sind keine Herausforderer der deutschen Politik. Sie sind ihr wahrhaftiges Spiegelbild.

Ju Müller

Johann Michael Möller ist MDR-Hörfunkdirektor. Den „Brief an die Bundeskanzlerin“ schreiben die politischen Publizisten Michael Rutz, Nikolaus Brender und Johann Michael Möller im Wechsel.



Im Bonner Ortsteil Lannesdorf, wo Straßenkämpfer auf Polizisten losgingen, wuchs zaghaft ein Pflänzchen namens Normalität. Schon vor Jahren hat der Penny-Markt zugemacht. Der Lebensmittelladen heißt jetzt „Mevlana“, nach einem islamischen Mystiker aus dem 13. Jahrhundert, der den Tanz der Derwische erfand. Inzwischen haben die Alteingesessenen auf den noblen Halbhöhenlagen entdeckt, dass der Mevlana-Fertigteig einen tollen Apfelstrudel gibt. Die König-Fahd-Akademie nebenan entging vor Jahren nur knapp der Schließung. Sie hatte die Behörden getäuscht. Der Terrorist Bekkay Harrach betete jahrelang für den Tod aller Nichtmuslime, bis er nach Wasiristan ausreiste. Heute tagt in der Akademie der christlich-islamische Dialogkreis. Am Samstag aber standen die Eigenheimbesitzer der umkämpften Straße wütend in ihren verwüsteten Vorgärten. Es wird dauern, bis die Normalität nachgewachsen ist.

Der eigentliche Verlierer aber sitzt hundert Kilometer weiter im Ruhrgebiet: Ali aus Bottrop, der in Nordrhein-Westfalen zu Hause sein möchte und immer noch nicht wirklich darf.

CHRIST UND WELT

Wie der Papst und Peter Stein einmal einer Meinung waren

WERKTREUE In der Kirche und im Theater ist der Respekt vor dem Urtext Teil des Selbstverständnisses

Wahre Schriftgelehrte zeigen großen Respekt vor den Textquellen, indem sie Ursprung und Auslegung sauber voneinander trennen. Bei liturgischen Quellentexten kommt etwas hinzu: Das Wort wird sakrosankt, in ihm wirkt die „heilige Unverletzlichkeit“.

Papst Benedikt XVI. hat für die Eucharistiefeier eine Anpassung an die alte griechische Übersetzung ange-regt. In der Einsetzungsförmel heißt es nun wieder, dass Jesus sein Blut „für viele“ und nicht „für alle“ vergoss. Jede theologische Botschaft, die der Papst verkündet, wird unweigerlich zum Machtwort. Das unterscheidet ihn vom einfachen Gelehrten. Der Pontifex weiß um dieses Dilemma. Er ist schriftkundiger als seine Vorgänger, Konflikte um die geänderte Gebetsformel möchte er lieber theologisch beilegen. Macht und Argument müssen sich nicht ausschließen.

Solche Fragen sind kein innerkirchliches Problem. Diskurse über Texttreue und Deutungsfreiheit berühren auch das Selbstverständnis der Theatermacher. Es geht um Spielräume im doppelten Sinne: Als strikter Verfechter wortgetreuer Aufführungen galt der



Peter Stein verzichtete im „Faust“ auf keinen der 12 100 Verse.

Bühnenregisseur Peter Stein, der mit seiner Berliner Schaubühne vor mehrstündigen Aufführungen neu übersetzter antiker Tragödien nicht zurückschreckte. Für die Expo 2000 in Hannover inszenierte Stein den gesamten „Faust“ von Johann Wolfgang Goethe – ungekürzt mit allen 12 110 Versen des ersten und zweiten Teils. Christ&Welt wollte von Peter Stein wissen, was er von Papst Benedikts philologischer Richtigstellung hält.

Aus seinem Anwesen nahe Rom, wo Stein Wein und Oliven anbaut, kamen vier programmatische Sätze: „Ich bin Atheist. Ich glaube an die Kunst. Und da ist kein Text für mich heilig. Jeder kann ihn auslegen, unter der Voraussetzung, dass er den Autor respektiert, seinen Text nicht verändert, nicht zerstört oder ihn lächerlich macht, denn das ist dann etwas anderes als eine Auslegung.“ Trotz trennendem Atheismus: Die römischen Nachbarn sind sich hier näher, als sie denken. Was allerdings der renommierte Autor und Übersetzer Raoul Schrott zu diesem Thema zu sagen hat, lesen Sie im Interview auf Seite 5 dieser Ausgabe. *Andreas Öhler*

NOTIZEN FÜR DIE EWIGKEIT

Schatten der Vergangenheit

IRLAND Wegen des Missbrauchsskandals bleiben katholische Kirche und Staat auf Konfrontationskurs

Von Sebastian Borger

Optimisten hatten auf den Eucharistischen Weltkongress in Dublin gehofft: Die Feier im Juni hätte Benedikt XVI. Gelegenheit zu einem Versöhnungsbesuch in Irland gegeben. Doch zwischen der Dubliner Regierung von Premier Enda Kenny und der einst allmächtigen katholischen Kirche herrscht Eiszeit, die Kritik staatlicher Stellen reißt nicht ab. Führende Politiker bis hin zu Vizepremier Eamon Gilmore verlangten vom Vorsitzenden der Bischofskonferenz Irlands, Seán Brady, seinen Kardinalshut zu nehmen. Es geht um die jahrzehntelange Vertuschung sexueller Straftaten gegen Kinder und Jugendliche: „Die Schande der katholischen Kirche“.

So nannte die BBC, der öffentlich-rechtliche Sender Großbritanniens, eine Magazinsendung, die den in Nordirland amtierenden Erzbischof von Armagh frontal angriff: Dieser sei mitschuldig daran, dass ein Vergewaltiger jahrelang unbehellig geblieben war. Brady diente in den Siebzigerjahren als Sekretär des Bischofs von Kilmore, einer Diözese im Nordwesten Irlands. Er nahm 1975 zwei Jugendlichen, 14 und 15 Jahre, Schweigegelübde ab; die Jungen hatten gegen den Priester Brendan Smyth ausgesagt. Vor Strafverfolgung geschützt, konnte Smyth bis 1993 Hunderte von Kindern missbrauchen, ehe er endlich ins Gefängnis kam, wo er 1997 starb.

Alte Kirchenakten sowie Zeugnisaussagen belegen Bradys Beteiligung an der kircheninternen Befragung des Sexualverbrechens. Er habe lediglich als Protokollant gedient, beteuert der Kar-



Muss Seán Brady, Irlands erster Bischof, sein Amt räumen?

dinal und warnt davor, 35 Jahre zurückliegende Vorgänge mit heutigem Maßstab zu messen. Die BBC habe „irreführend und verzerrt“ berichtet. Damit trifft der Kirchenmann einen Nerv. Gerade erst hat die Dubliner Rundfunkbehörde BAI den Sender RTE zu einer Strafe von 200 000 Euro verdonnert. Dessen Magazinsendung „Prime Time Investigate“ hatte 2011 einen Priester als Vergewaltiger und Vater einer jungen Frau denunziert, der Mann musste seine Pfarrei verlassen. Dabei war an den Vorwürfen nichts dran. Das RTE-Magazin wurde eingestellt, die Verantwortlichen entlassen.

Der BBC-Beitrag über Brady dürfte hingegen juristisch unanfechtbar sein. Dass der Kardinal, 73, sich auf seine Gehorsamspflicht beruft und sich von den damaligen Vorgesetzten im Nachhinein „verraten“ fühlt, kommt in der Öffentlichkeit schlecht an. Wer mit Sexualstrafaten nicht angemessen umgegangen sei, „kann keine führende Stellung in der Gesellschaft einnehmen“, glaubt Irlands Vizepremier und Labour-Chef Gilmore. Brady müsse über seine Position nachdenken, sagt Premier Kenny. Oppositionspolitiker fordern offen den Rücktritt des Kardinals. Als Vorsitzender der Bischofskonferenz hat Brady zögerlich auf die Horrormeldungen über Straftäter in Soutane reagiert. Aber die Kritiker zeigen auch nach Rom: Der Vatikan gilt auf der Grünen Insel als mitschuldig an der Verschleierung. Erst im letzten Sommer schloss Irland seine Botschaft am Vatikan. Die Botschaft ist noch nicht wiedereröffnet, seit einigen Tagen gibt es aber immerhin einen neuen Botschafter.

IMPRESSUM

Redaktion: Dr. Christiane Florin (Vi.S.d.P.)
Anschrift Redaktion: dreipunkt-drei medien-gesellschaft mbH
Heinrich-Brüning-Straße 9, 53113 Bonn; Geschäftsführer: Thomas Juncker
Amtsgericht Bonn HRB 18302
Telefon: (0228) 26000-128 **Fax:** (0228) 26000-7006
E-Mail: redaktion@christundwelt.de
Internet: www.christundwelt.de

Anschrift Verlag: Verlag Rheinischer Merkur GmbH i.L.
Heinrich-Brüning-Straße 9, 53113 Bonn; Postfach 201164, 53141 Bonn
Liquidator: Peter Kersting; Amtsgericht Bonn HRB 5299
Druck: Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH, 64546 Mörfelden-Walldorf

Abonnement Deutschland: Jahresabonnement € 213,20; für Studenten € 140,40
Abonnementbestellung für die Sonderausgabe der ZEIT mit Christ & Welt:
Leser-Service, 20080 Hamburg
Telefon: (0180) 52 52 909* **Fax:** (0180) 52 52 908*
oder **E-Mail:** abo@zeit.de

(* 0,14 €/Min. aus dem deutschen Festnetz, max. 0,42 €/Min. aus dem Mobilfunknetz)

Was Nonnen begehren

USA Der Vatikan hat den Dachverband amerikanischer Frauenorden unter Zwangsverwaltung gestellt. Die Schwestern fühlten sich von ihrer Kirche im Stich gelassen – und sagten das auch öffentlich

Von Andreas Mink, New York

Keusch, arm und gehorsam sollen Ordensfrauen sein. Ein Leben lang. Darauf verpflichten sie sich. Der Vatikan zweifelt plötzlich jedoch daran, dass amerikanische Nonnen die Sache mit dem Gehorsam wirklich ernst nehmen. Der Grund dafür ist durchaus heikel. Laut eines Untersuchungsberichts des Vatikans haben es die Schwestern mit der Freiheit im Land der Freien wohl etwas zu wörtlich genommen. Nur noch unzureichend würden sie der katholischen Lehre folgen, monieren die römischen Prüfer.

Vor allem in den allerheikelsten Bereichen, etwa bei Themen wie Abtreibung und Lebensschutz, Sterbehilfe, Frauenweihe, radikalem Feminismus und Homosexualität, würden die Schwestern die Lehrmeinung sehr individuell auslegen. Konkrete Beispiele aber fehlen in dem Bericht. Die Zusammenfassung erwähnt lediglich Bestrebungen von Frauenorden, sich theologisch „jenseits von Jesus“ zu bewegen. Gleichwohl lobt der Report die wertvollen Beiträge der Frauenorden zum kirchlichen Leben in den USA, etwa an katholischen Schulen und in Krankenhäusern. Hervorgehoben wird auch der Dienst an den Armen.

Der Dachverband „Leadership Conference of Women Religious“ (LCWR), der 80 Prozent der Frauenorden und -kongregationen in den USA vertritt, hat den Mängelbericht bereits im Januar dieses Jahres erhalten. Der Vatikan beließ es nicht bei einer Auflistung der Defizite, sondern ordnete konkrete Maßnahmen an, um die unfolgsamen Ordensfrauen auf den Pfad der römischen Tugend zurückzuführen: Helfen soll dabei der Erzbischof von Seattle, Peter Sartain, seiner Aufsicht wurde die LCWR unterstellt. Ein Widerspruch gegen den Bericht und seine Anordnungen ist nicht möglich.

Begonnen wurde die Untersuchung bereits im Dezember 2008. Einer der Auslöser war ein Grundsatzreferat der Dominikanerin Laurie Brink zur Lage der amerikanischen Frauenorden im Jahr zuvor. Darin hatte sie beklagt, von der katholischen Kirche im Stich gelassen zu werden. Brink gehört den dominikanischen Schwestern von Sinsinawa im ländlichen Wisconsin an und ist Professorin am katholischen Theologischen Seminar in Chicago. Sie war 2007 Präsidentin der LCWR.

Schwestern fürs Grobe

Ihr Orden ist eigentlich beispielhaft für den vom Vatikan gelobten „Dienst an den Armen“. Die Dominikanerinnen haben sich die Verpflichtung auferlegt, „mit anderen zusammen eine gerechte und heilige Gesellschaft in den USA und im Ausland aufzubauen“. Die 500 Schwestern von Sinsinawa sind nicht nur überall in den USA, sondern auch in der Karibik und Lateinamerika an sozialen Brennpunkten tätig. So unterrichtet Schwester Elizabeth Fiorite an einem Blindenzentrum in Florida. Schwester Marilyn Aiello hat im Mississippi eine Klinik für die Ärmsten der Armen in den USA gegründet, und Schwester Patty Caraher betreut an einer Schule außerhalb von Atlanta, Georgia, Flüchtlingskinder aus Afghanistan, dem Sudan oder Myanmar.

„Die Ordensfrauen sind ihrer Mission unsicher geworden“, hatte Laurie Brink in dem Grundsatzreferat erklärt. Sie kritisierte, dass die Kirche ihre traditionelle Sorge um Arme, Schwache und Bedürftige vernachlässige, weil sie sich von den Rändern der Gesellschaft hin zu deren Mitte bewegt habe. Die Frauenorden könnten sich dem kaum kraftvoll entgegenstellen. Das Durchschnittsalter der Nonnen liegt bei 69 Jahren, die Lage vieler Häuser ist finanziell prekär.

Brink skizzierte für die 56 000 katholischen Ordensfrauen in Amerika vier Auswege: Sollen sie in Würde sterben, weiterhin den Geboten der Kirchenhierarchie folgen, auf eigene Faust in eine offene, selbst zu gestaltende Zukunft aufbrechen oder einen mittleren Pfad zwischen Eigenständigkeit und Unterordnung beschreiten?

Der Vatikan nahm vor allen an der „offenen Zukunft“ Anstoß. Damit drohe eine Bewegung „aus der Kirche und womöglich sogar über Jesus hinaus“. Eine solche Gemeinde sei „nicht mehr länger ekklesiastisch“, heißt es in dem Bericht. „Sie ist über die Grenzen der institutionalisierten Religion gewachsen. Ihre Suche nach dem Heiligen mag bei Jesus als Christus begonnen

haben, aber tiefes Nachdenken, Studium und Gebet haben die Gemeinde für den Geist des Heiligen in der gesamten Schöpfung empfänglich gemacht. Religiöse Titel, institutionelle Beschränkungen, ekklesiastische Autoritäten passen nicht mehr zu einer solchen Gemeinde, die in den meisten Kategorien nachchristlich ist.“

Brink hat zwar keine Empfehlung für diesen Weg abgegeben, sie bekannte jedoch, dass in ihrem eigenen Orden alle vier Richtungen gelebt würden. Dies sei jedoch nicht tragbar und deshalb sei eine Entscheidung notwendig. Die Theologin hat auf der Jahrestagung ihres Verbandes zudem feministische Töne angeschlagen: „Sind wir nicht die Opfer des Patriarchats in unserer Gesellschaft und in unserer Kirche? Und haben wir nicht als Individuen und als Institutionen die schwere Hand der Kirchenpolitik gefühlt?“

Diese schwere Hand bekommen Brink und ihre Schwestern nun tatsächlich zu spüren. Der Untersuchungsbericht nimmt dem Verband die Entscheidung über den einzuschlagenden Weg ab: Erzbischof Sartain soll die Statuten der LCWR überarbeiten, um „größere Klarheit über deren Mission und Verantwortlichkeiten“ herzustellen, sowie die existierenden Anleitungen über die Arbeit der Organisation einziehen und durch neue, von der Glaubenskongregation zu genehmigende ersetzen. Dadurch sollen die Ordensfrauen eine „vertiefte Kenntnis der Glaubensdoktrin der Kirche“ erlangen und das Stundengebet sowie die Eucharistie wieder in den Mittelpunkt ihres Lebens und Wirkens stellen. Zudem dürfen fortan nur noch Personen vor Versammlungen der LCWR sprechen,

zum Frühjahr 2012 deutlich. Dieser ist Occupy Wall Street gewidmet und empfiehlt den Ordensschwestern, an den Aktionen der Finanzweltkritiker teilzunehmen.

Der Untersuchungsbericht des Vatikans ist politisch brisant. In den letzten Monaten hat die katholische Bischofskonferenz in den Vereinigten Staaten die Gesundheitsreform von Präsident Barack Obama vehement wegen einer Klausel über Krankenversicherungen attackiert, die weiblichen Angestellten kirchlicher Arbeitgeber freien Zugang zu Verhütungsmitteln gewährt. Die Republikaner im Kongress heizten diesen Konflikt mit eilig anberaumten Anhörungen auf.

Alles für die Machtlosen

Prominente katholische Journalisten und Wissenschaftler nahmen das römische Papier durchweg negativ auf. Der Historiker Garry Wills erklärte in einem zornigen Blogbeitrag bei der „New York Review of Books“, die Nonnen hätten gottlob seit je ganz andere Prioritäten verfolgt als männliche Hierarchen: „Die Bischöfe sind an Macht interessiert – die Nonnen an den Machtlosen.“ Wills wettet gegen die Entmündigung der Nonnen durch den Vatikan und fragt: „Ist es daher ein Wunder, dass so viele Frauen aus ihren Orden austreten oder gar nicht erst Mitglied werden wollen? Wer will schon herumgeschubst und drangsaliert werden?“

Kühler im Ton, aber in der Sache auf gleicher Linie liegt ein Beitrag des Soziologen Norman Birnbaum in der Zeitschrift „The Nation“. Der Professor emeritus an der Rechtsfakultät der

Georgetown-Universität würdigt die tragende Rolle der Ordensfrauen in katholischen Krankenhäusern oder Schulen, die ihnen Selbstbewusstsein und Handlungsfreiheit gebe. Rechtlich seien sie jedoch Bürger zweiter Klasse unter dem Kommando von Bischöfen und Priestern. Die LCWR versuche deshalb schon seit geraumer Zeit, die Männermacht in der Kirche zu lockern. Birnbaum betrachtet den Bericht der Glaubenskongregation daher als eine Gegenreaktion der männlichen Hierarchie auf das Streben der Ordensfrauen nach Gleichberechtigung.

Birnbaum weist auch auf einen Konflikt hin, der seine eigene Institution in den letzten Tagen erschüttert hat: Die hochangesehene Georgetown-Universität wird von Jesuiten betrieben und hatte den Republikaner Paul Ryan zu Ende April für einen Vortrag eingeladen. Der Abgeordnete aus Wisconsin ist Katholik und zudem als Haushalts- und Krankenexperte der konservativen Vorreiter für radikale Kürzungen bei Erziehung, Wohlfahrt und den staatlichen Pensions- und Krankenkassen.

Damit will er Steuerersenkungen für Wohlhabende und Unternehmen finanzieren. Die Debatte über das „Ryan-Budget“ steht im Mittelpunkt des Wahlkampfs und hat 90 Georgetown-Professoren und -Priester zu einem offenen Brief an ihn bewegt. Darin heißt es, Ryan missbrauche die katholische Lehre dazu, einen Haushaltsplan zu verteidigen, der die Sicherung der Alten und Schwachen schwäche.

Die Unterzeichner legten ihrem Brief eine Kopie des von Papst Johannes Paul II. in Auftrag gegebenen Kompiliums der katholischen Soziallehre bei, um Ryans „Verständnis dieser Doktrin zu vertiefen“. Dieser Nachhilfeunterricht hat einen signifikanten Hintergrund: Die amerikanische Bischofskonferenz hat in den letzten Wochen eine Serie von Briefen an die republikanische Führung im Kongress gesandt. Darin fordern die Würdenträger in scharfer Form eine gerechte Verteilung der Lasten in Zeiten hoher Staatsschulden. Um Arme und Verwundbare sei ein „Schutzring“ zu ziehen, während unnötige Ausgaben etwa für das Militär gestrichen und angemessene Steuern erhoben werden sollten.

Die katholische Kirche steckt mit diesen Vorstößen eine eigene Position ab, die eine konservative Linie in der Familienpolitik mit ihrer Soziallehre verbindet. Dass der Vatikan gleichzeitig die Konservativen im Kongress, Präsident Obama und die Dachorganisation der Ordensfrauen attackiert, verblüfft jedoch selbst Kenner wie den „Washington Post“-Kolumnisten E. J. Dionne. Der liberale Katholik lehrt an der Georgetown-Universität Politologie und hat den offenen Brief an Paul Ryan mit unterschrieben. In der „Washington Post“ erklärt Dionne, die Aktionen der Kirche seien Ausdruck eines Ringens zwischen konservativen und progressiveren Katholiken. Dabei hätten Konservative lange die Oberhand gehabt. Die Kritik der Georgetown-Fakultät an Ryan signalisiere jedoch eine progressive Gegenreaktion, die durch die Disziplinierung der Nonnen noch angefangen werde: „Ich glaube, dass die Konservativen ihre Attacke auf die Schwestern noch bereuen werden. Die Nonnen haben viele Freunde in der Kirche.“



Dass der Vatikan gleichzeitig die Konservativen im Kongress, Präsident Obama und die Dachorganisation der Ordensfrauen attackiert, verblüfft selbst Kenner.

Renitente Gottesfrau:

1992 spielte Whoopi Goldberg in „Sister Act“ eine Sängerin, die als Nonne verkleidet ein Kloster aufmischt.

ERNÄHRUNG

Wir essen Tiere, Tiere fressen Soja: Unsere Wohlstandsgesellschaft ist von einer kleinen Bohne abhängig. Wo sie wächst, grassiert der Hunger. Kann man nichts dagegen tun?

Von Astrid Prange

Es ist die Geschichte einer Sucht. Einer Sucht, die schlechend gierig und abhängig macht. Einer Sucht, die sich auf der ganzen Welt ausbreitet und sowohl Menschen als auch Tiere erfasst. Einer Sucht, die sich aus vier Buchstaben zusammensetzt: S-O-J-A.

Die Hülsenfrucht hat zwischen Pampa und Amazonas einen Rausch ausgelöst. Ihr Mehl und Schrot soll Tiere auf der ganzen Welt füttern. Ihr Öl soll die Tanks in Europa und den USA füllen. Ihre Verwendung als Lecithin und Emulgator hinterlässt Spuren in 80 Prozent aller Lebensmittelprodukte. Ihr Anbau soll Südamerika in ein zweites Saudi-Arabien verwandeln. Ihre Exporterlöse sollen die Staatskassen des Kontinents füllen und Sozialprogramme finanzieren.

Doch das Spiel mit der Superbohne könnte sich als südamerikanisches Roulette erweisen. Denn wie Kaffee, Kakao, Kautschuk oder Kokain ist auch dieser Devisenbringer starken Schwankungen am Weltmarkt unterworfen. Zu einem echten Rausch gehören schließlich Euphorie und Depression.

Doch noch läuft das Soja-Roulette auf Hochtouren. Der Anbau des Eiweißfutters hat sich von 1980 bis 2011 von rund 75 Millionen Tonnen auf knapp 240 Millionen Tonnen verdreifacht. Mit insgesamt 116 Millionen Tonnen Soja produzieren die drei südamerikanischen Länder Brasilien, Argentinien und Paraguay zusammen mittlerweile weit mehr Eiweißfutter als der weltweite größte Hersteller, die USA, mit 83 Millionen Tonnen.

„Wer expandieren will, den kann nichts aufhalten“, sagt Clemente Busanello in dem Dokumentarfilm „Raising Resistance“, der gerade in den deutschen Ki-

Je mehr sich die Soja-Front ausdehnt, desto stärker sinkt die Produktion einheimischer Nahrungsmittel wie Maniok, Bohnen und Erdnüsse.

nos anläuft (siehe Interview unten). „Das ist das Gesetz der Macht.“ Der brasilianische Einwanderer baut in Paraguay auf 5000 Hektar Soja an.

Das „Gesetz der Macht“ bekam Alice Miranda Cardoso aus Paraguay drastisch zu spüren. Ihre Mutter wurde durch die Schädlingsbekämpfung auf den benachbarten Sojaplantagen so krank, dass die kleinbäuerliche Familie ihr Land verlassen musste. Geld für einen Anwalt hatte die Familie nicht. „Es hätte eh nichts gebracht“, ist sich die 20-Jährige sicher. „Wenn sie es nicht mit Geld schaffen, dann vertreiben sie einen mit hochgiftigen Unkrautvernichtern.“

Die Soja-Sucht hat nicht nur Paraguay erfasst, sondern den ganzen Kontinent. So stieg die Anbaufläche in Argentinien von 2000 bis 2009 von zirka 8,6 Millionen auf 17 Millionen Hektar. In Brasilien

schwoll sie von 14 auf 22 Millionen Hektar an – eine Fläche fast so groß wie Großbritannien.

Die größten Zuwachsraten verzeichnet Paraguay: Zwischen 1997 und 2008 rückten die Sojaäcker jedes Jahr um 100 000 Hektar von Osten nach Westen vor. Im vergangenen Jahr blühte der Stoff dort auf 2,8 Millionen Hektar, was 73 Prozent der landwirtschaftlichen Nutzfläche Paraguays entspricht. Rund zwei Drittel der 8,4 Millionen Tonnen Soja, die in dem kleinen südamerikanischen Land produziert werden, gehen nach Europa.

Doch im Rohstoffkasino tummeln sich jede Menge Verlierer. Kleinbauern zum Beispiel, die von ihrem Land vertrieben wurden, oder Indios, die jenseits der Geldwirtschaft leben. Auch Naturschützer, die gegen Abholzung und Bodenerosion kämpfen, gehören dazu, sowie Viehzüchter, deren Ziegen und Rinder an den Pestiziden verenden, mit denen die Sojaäcker reichlich besprüht werden. Und Familien wie die von Alice Miranda Cardoso, die von der exzessiven Schädlingsbekämpfung vertrieben wurden.

„Es werden Tatsachen geschaffen, die dazu führen, dass die Kleinbauern verschwinden“, stöhnt Juan Bautista Gavilán. Der Bischof aus der paraguayischen Diözese Coronel Oviedo ist zugleich Vorsitzender der Pastorkommission. Der Exodus in die Stadt sei stark, so Gavilán. „Die Kleinbauern verkaufen ihr Land, und oft werden sie dabei noch übers Ohr gehauen.“

Abschied von der Scholle

Der große Exodus, von dem Bischof Gavilán spricht, ist eine kontinentale Völkerwanderung: Denn die grüne Bohne dringt nicht nur in den brasilianischen Regenwald oder ins semiaride Buschland Argentiniens vor. Ihre Expansion und die damit einhergehende Mechanisierung der Landwirtschaft haben dazu geführt, dass in Argentinien mittlerweile über 90 Prozent und im stark industrialisierten Brasilien 86 Prozent der Bevölkerung in den Städten leben.

Im Agrarland Paraguay harren noch immer rund 40 Prozent der Einwohner auf dem Land aus. Doch auch dort hat das langsame Verschwinden kleinbäuerlicher Betriebe gravierende Folgen. Je mehr sich die Soja-Front ausdehnt, desto stärker geht die Produktion einheimischer Nahrungsmittel wie Maniok, Bohnen und Erdnüsse zurück. Die Regierung muss bereits seit 2008 Getreide, Obst und Gemüse einführen, um die Bevölkerung mit Lebensmitteln zu versorgen. Trotz Wachstumsraten zwischen sechs und 15 Prozent gibt es keine Sozialprogramme, die die Kaufkraft der ärmeren Bevölkerung stärken.

Während auf dem Land die Armut grassiert, steigen an den Rohstoffbörsen die Preise. Die extreme Trockenheit in Südamerika hat die Ernteprognosen einbrechen lassen und die Spekulation angeheizt. Der Sojapreis liegt mittlerweile bei rund 564 Dollar pro Tonne. Wird auch die nächste Ernte in den Anbaugeländen Südamerikas so mager ausfallen? Könnten Versorgungsengpässe auftreten oder werden andere die Angebotslücke füllen? Drohen neue Hungerrevolten durch die steigenden Lebensmittelpreise?

„Es wird eine Revolution kommen“

KLEINBAUERN Im Dokumentarfilm „Raising Resistance“ kämpft Campesino Geronimo Arevalos gegen die Macht der Monokulturen

Christ & Welt: Der Dokumentarfilm „Raising Resistance“ zeigt den Siegeszug des Sojaanbaus in Paraguay. Warum wirken Sie bei diesem Film mit?

Geronimo Arevalos: Dieser Film ist sehr wichtig, weil er den Leuten in den Städten zeigt, wie ihre Nahrungsmittel hergestellt werden, wie wir leiden und wie wir damit umgehen. Wir versuchen, verschiedene Lösungen zu finden. Im Film tritt auch ein ratloser junger Mann auf; er neigt dazu, den Weg der Gewalt zu gehen. Wer politisch denkt, kann weitergehende Vorschläge finden, der kann auch ein höheres Ziel des Kampfes entwerfen. Der junge Mann kann das nicht sehen.

C&W: Gibt es gewaltsamen Widerstand gegen das System?

Arevalos: Nicht bei uns, das lassen wir nicht zu. Wir kämpfen mit friedlichen Mitteln, weil Gewalt nur Gewalt erzeugt. Meine Gewalt fällt auf mich zurück. Meine wichtigste Waffe ist, die Leute darauf vorzubereiten, sich selber zu verteidigen.

C&W: Sehen Sie Gandhi, Mandela oder andere als Vorbild?

Arevalos: Nein. Wissen Sie, ich habe nicht studiert, ich bin nur sechs Jahre zur Schule gegangen, ich habe nie Bücher beses-

sen. Ich sage nur, was ich denke, meine eigenen Ideen. Mein Buch, wenn Sie so wollen, das ist mein Leben, das ist mein Kampf, das sind meine Erfahrungen.

C&W: Soeben sind Sie von Amnesty International mit dem Goldenen Schmetterling ausgezeichnet worden. Wofür haben Sie ihn bekommen?

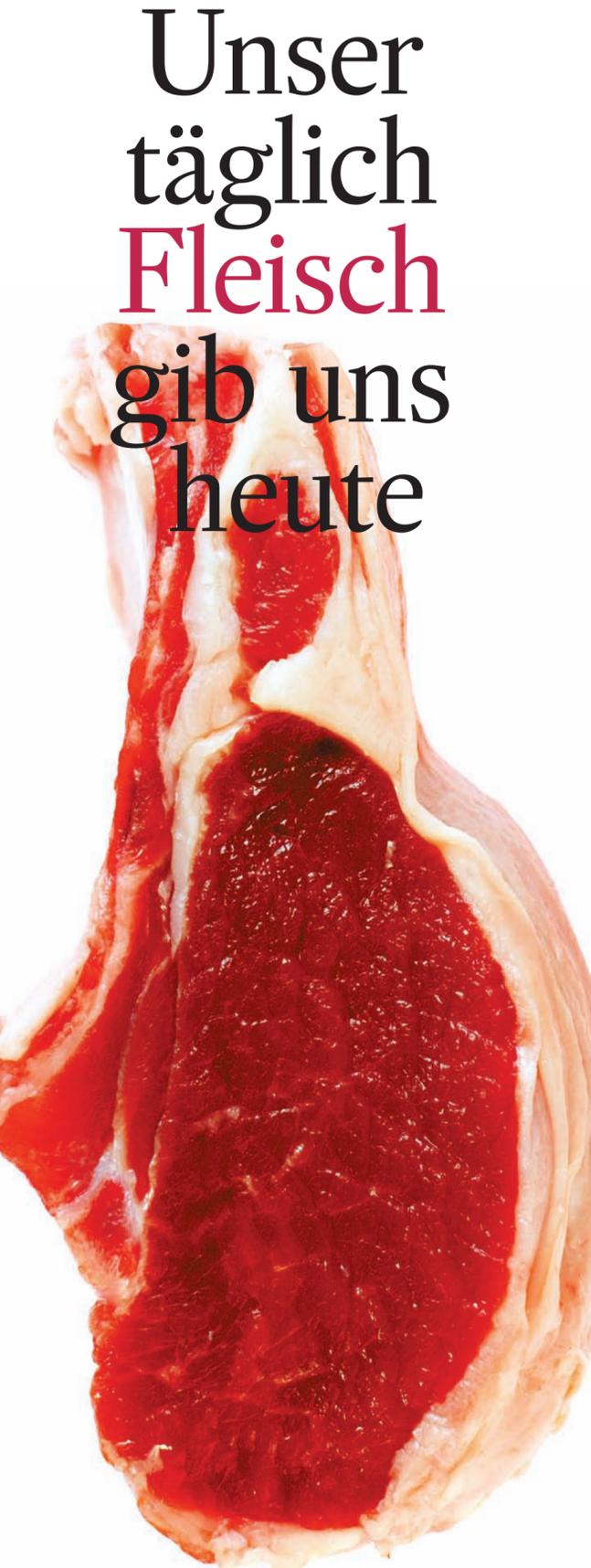
Arevalos: Die Juroren des Menschenrechtsfestivals haben mir den Goldenen Schmetterling verliehen, weil sie begriffen haben, dass ich ohne Gewalt für die Verteidigung meiner Rechte und die von anderen kämpfe.

C&W: Sie kämpfen gegen den Sojaanbau, gegen die riesigen Monokulturen. Wie zeigt sich der Weltmarkt für die Bauern in Paraguay konkret?

Arevalos: Im Prinzip ist die globalisierte Wirtschaft bei uns sehr gut angesehen, sie hat viel zur sozialen Integration des Landes und zur Verbesserung des Lebensstandards beigetragen – zumindest bei einigen. Allen, die viel umsetzen, die die Korruption stützen, geht es viel besser.

C&W: Wer gewinnt, wer verliert?

Arevalos: Die Mächtigen sind das größte Problem, sie bewegen sich außerhalb des Gesetzes. Es geht darum, sie auf den Bo-



Unser täglich Fleisch gib uns heute

Auf dem weltweiten Agrarparkett scheinen sich Farmer, Fleischproduzenten, Broker, Unkrautvernichter, Landmaschinenhersteller und Regierungsvertreter zu einer Art Suchtpartnerschaft zusammengefunden zu haben. Je besser der Export der Superbohne läuft, desto positiver die Bilanzen und desto einträglicher die öffentlichen Einnahmen. Mit vollen Staatskassen wiederum lassen sich Sozialprogramme und natürlich auch Wahlkampagnen finanzieren. Ein Spiel, das allen Beteiligten nützt.

Nur den Verlierern ist der Zutritt ins Kasino verwehrt. Sie gelten als Spielverderber. Kleinbauern, die für den Eigenbedarf produzieren, oder Indios, die ihr Land traditionell nutzen, erscheinen plötzlich als Gegner des Fortschritts. Auch Gutmenschen aus Industrieländern, die den Bau von Straßen und Staudämmen anprangern und familiäre Landwirtschaft verteidigen, werden als Störfaktor wahrgenommen. Warum, so fragt man sich auf südamerikanischen Plantagen und in Ministerien, sorgen diese Leute nicht dafür, dass Europa sein eigenes Tierfutter anbaue, am besten in kleinbäuerlichen Betrieben?

Der Siegeszug der Superbohne hat am Selbstbewusstsein der Kleinbauern genagt. Oft glauben sie selbst nicht mehr an ihre Zukunft. Es ist paradox: Nach jahrzehntelangem Kampf um ein Stück Land fühlen sich viele nicht nur vom Staat, sondern auch von ihren Kindern im Stich gelassen. „Wir sind heute besser organisiert und wissen mehr über unsere Rechte als Bescheid“, resümiert Jorgelina Córdoba. „Doch wir sind müde und enttäuscht, weil wir so wenig erreicht haben.“

Die 55-jährige Mutter von elf Kindern lebt im Sumpfbereich Bañado La Estrella in der argentinischen Provinz Formosa. In der Trockenzeit grasen ihre Kühe und Ziegen auf üppigen Weiden. Seit dem Bau einer Überlandstraße stehen nun große Teile der Region permanent unter Wasser. Jorgelina gehört zu den wenigen, die nicht in die Stadt flüchteten. Ihre Kinder schlagen sich mit Gelegenheitsjobs durch. Der älteste Sohn arbeitet als Agrartechniker bei der Provinzregierung. Einen Großteil ihres Lebensunterhalts bekommt Jorgelina vom argentinischen Staat, der alleinstehenden Müttern mit mehr als sieben Kindern und ohne festes Einkommen eine Mindestrente zahlt.

Milchkühe und Motorroller

Auch Alice Miranda Cardoso aus dem paraguayischen Coronel Oviedo und ihre sechs Brüder haben der familiären Landwirtschaft den Rücken gekehrt. Die 20-Jährige will Krankenschwester werden. Zwei ihrer Brüder arbeiten als Lastwagenfahrer für Sojaproduzenten, andere wiederum verdienen ihren Lebensunterhalt in der Stadt als Automechaniker und Tankwart. Nur die Eltern harren auf dem neuen Grundstück aus, sie haben auf ökologischen Anbau umgestellt und betreiben zusätzlich eine Bienezucht.

Für das katholische Hilfswerk Misereor, das seit langer Zeit die Organisationen von Kleinbauern in Südamerika unterstützt, ist die wachsende Abhängigkeit von der Superbohne eine Herausforderung. Ist Biosprit aus Brasilien und Argentinien schädlicher als Rohöl aus Saudi-

Arabien? Was soll statt Sojadiesel in den Tank? Hilft es verarmten Kleinbauern wirklich, wenn Chinesen und Europäer weniger Fleisch essen und folglich die Nachfrage nach Soja sinkt? Wäre es besser, wenn Europas Landwirte ihr Tierfutter selbst anbauten und auf den frei gewordenen Sojaflächen in Südamerika wieder Maniok, Erdnüsse, Getreide, Reis und Bohnen wüchsen?

Misereor-Mitarbeiter Bernd Bornhorst ist vor allem die Gier ein Dorn im Auge. „Ist Landwirtschaft dazu da, die Menschen zu ernähren und Bauern ein gutes Leben zu ermöglichen oder um Gewinne zu maximieren?“, lautet seine rhetorische Frage. Über die Exzesse der industri-

»Die Kleinbauern wollen praktische Antworten. Das tägliche Brot auf dem Tisch ist wichtiger als die Werte, die die Kirche predigt.«

Bischof Juan Bautista Gavilán

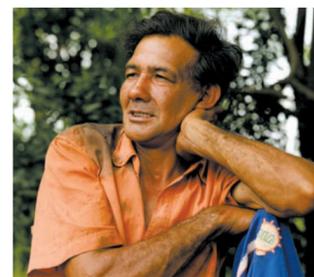
sierten Landwirtschaft diskutiere man schließlich auch in Deutschland. Bornhorst: „Die Massentierhaltung der industriellen Landwirtschaft ist doch gar nicht, was alle Europäer wollen!“

Doch auch er weiß, dass der große Exodus nicht mehr aufzuhalten ist. „Wenn ein Kleinbauer freiwillig sagen würde, ich gehe lieber in die Stadt, dann ist es nicht Misereors Aufgabe, zu sagen, das passt uns jetzt ideologisch nicht ins Konzept“, räumt er ein. Aber da die Mehrheit der hungernden Menschen auf dem Land lebe, müssten die Kleinbauern unterstützt werden, „damit sie sich selber ernähren können“.

In Wirklichkeit hat der Siegeszug der Sojabohne in weniger als 30 Jahren Länder wie Paraguay vom Zeitalter traditioneller Landwirtschaft in die Ära des globalen Agrobusiness hineinkatapultiert. Der globale Soja-Rausch hat eine neue Generation hervorgebracht. Sie pendelt zwischen Stadt und Land, zwischen elterlichem Zuhause und einer ungewissen Zukunft in der Stadt, sie kennt sich mit Milchkühen und Maniokwurzeln genauso aus wie mit Motorrollern und Mobiltelefonen.

Die Kinder der Globalisierung wollen teilhaben am Hoch der Rohstoffpreise und den Vorteilen der weltweiten wirtschaftlichen Verflechtung, egal, ob sie in China, Indien, Südafrika, Ägypten, Südkorea, Brasilien oder Paraguay leben. Sie träumen von einem Lebensstandard, der mehr bietet als die berühmte Schüssel Reis pro Tag. Sie wollen ausbrechen aus ihrer kleinen beengten Welt, auch wenn dies neue Abhängigkeiten schafft.

Bischof Bautista Gavilán aus Paraguay räumt ein, dass die Kirche bei dem rasanten Tempo des gesellschaftlichen Wandels nicht mithalten kann. „Die Kleinbauern wollen praktische, schnelle Antworten auf ihre konkreten Fragen“, weiß er. Die von der Kirche gepredigten Werte könnten dies so nicht bieten. „Das tägliche Brot auf dem Tisch“, so Gavilán, „ist wichtiger als die Predigt.“



Ausgezeichnet: Seit Jahren kämpft der Kleinbauer Geronimo Arevalos gegen den Gensoja-Anbau im Osten Paraguays. Amnesty International hat Arevalos mit dem Menschenrechtspreis „Golden Butterfly“ geehrt. David Bernets und Bettina Borgfelds Dokumentarfilm „Raising Resistance“ zeigt, wie Arevalos und andere Campesinos ihren Widerstand organisieren. Der Film wurde auf dem Menschenrechtsfestival in Den Haag als beste Regiearbeit ausgezeichnet und auf dem Filmfestival von Nyon als „Bester Schweizer Film“ prämiert. „Raising Resistance“ ist soeben in den Kinos angelaufen.

meinde. Die katholische Kirche wandte sich damals mit der Zeit gegen den Diktator Alfredo Stroessner, und wir gingen in dieselbe Richtung. Seither haben wir immer wieder eng zusammengearbeitet.

C&W: Sie haben mächtige Gegner. Haben Sie Angst?

Arevalos: Ich weiß, dass ich ständig bedroht werde. Darauf muss ich mich als Führer dieser Bewegung einstellen. Wie könnte ich sonst meine Leute motivieren? Wir werden sowieso bedroht, wir sterben sowieso: Wenn wir nichts tun, geht es uns nur schlechter.

C&W: Gibt es konkrete Drohungen gegen Sie?

Arevalos: Immer wieder, am gefährlichsten ist es bei großen Versammlungen. Mein Vorteil ist, dass mich alle in meiner Gemeinde kennen. Niemand traut sich, in mein Haus zu kommen, um mir etwas anzutun. Das Problem ist, wenn ich unterwegs bin. Ich vermeide das möglichst, meist bleibe ich in meiner Gegend. Und wenn die Sonne untergeht, bin ich schon zu Hause.

Das Gespräch führte Hans-Joachim Neubauer.

Mein Steak ist mir heilig

HALTUNG Es gibt kein Grundrecht auf billige Schweinefilets. Die industrielle Massentierhaltung ruft zu Recht Ekel und Entsetzen hervor, meint der Chefredakteur der Zeitschrift „Beef!“. Plädoyer für eine neue Wertschätzung von gutem Fleisch

Von Jan Spielhagen

Der Platz zum Leben entspricht in etwa der Größe eines DIN-A4-Blattes. Mehr sieht das Gesetz nicht vor für ein Masthuhn. Wobei der Begriff „Leben“ fragwürdig ist. In seinen statistisch 27 Lebenstagen kommt das Huhn nämlich weder an die frische Luft, noch sieht es Tageslicht. Am 28. Tag wird es geschlachtet.

Einem männlichen Mastschwein werden wenige Tage nach seiner Geburt die Stoßzähne kupiert, in der Regel mit einem Seitenschneider. Gleichzeitig wird der Schwanz entfernt. So können sich die oft aggressiven Tiere in der engen Masthaltung später nicht gegenseitig verletzen. Die Hoden werden mit zwei Messerschnitten aus dem Unterleib getrennt. Alles ohne Betäubung. Etwa 180 Tage später ist das Schwein mehr als 100 Kilogramm schwer und wird zum Schlachthof gebracht.

Eine Milchkuh muss in Deutschland etwa 45 000 Liter Milch im Laufe ihres Lebens geben, damit sie sich lohnt. Sie wird alle drei bis sechs Monate künstlich befruchtet, denn nur wenn sie frisch gekalbt hat, erzielt sie die vorgesehene Menge an Milch. Männliche Kälber kommen in die Mast und werden wenige Wochen später geschlachtet, die weiblichen werden so schnell es geht befruchtet, damit sie Milch geben. Nach fünf bis sechs Lebensjahren lassen Fruchtbarkeit und Milchproduktion deutlich nach, das Tier wird getötet. Die Lebenserwartung einer Kuh beträgt eigentlich 25 Jahre.

Grausame Wahrheiten, die ausnahmslos die Regel sind, nicht die Ausnahme in der Fleisch- und Milchproduktion in Deutschland. Für mich persönlich sind sie der Grund, auf die Produkte dieser Lebensmittelindustrie zu verzichten. Oft gelingt mir das auch. Die grausamen Wahrheiten sind jedoch kein Anlass für mich, vegetarisch zu leben. Ich möchte, dass wir die Probleme lösen, die mit der Massentierhaltung einhergehen. Ich möchte nicht generell auf tierische Produkte verzichten, ich möchte nicht auf mein Steak verzichten.

Die beschriebenen Praktiken sind gesetzeskonform, die Züchter und Produzenten verhalten sich juristisch gesehen korrekt. Das Beschriebene wird vom Gesetzgeber als „artgerecht“ bezeichnet. Aber natürlich ist es das nicht. Sechs statt 25 Jahre Lebenserwartung? Hodenamputation ohne Betäubung? Leben ohne Tageslicht – wie könnte das artgerecht sein? Sie, ich, wir alle können uns da getrost auf unser Gefühl verlassen. Diese Zustände sind eben nicht artgerecht, sie sind pervers. Die Politik hat lediglich zugelassen, dass sich die Bedeutung des Begriffs „artgerecht“ verkehrt hat.

Es gibt ein kollektives Gerechtigkeitsempfinden, einen Common Sense, wenn es darum geht, wie wir mit anderen Le-

bewesen umgehen sollten. Wenn Menschen zum ersten Mal mit den grausamen Bildern aus der Massentierhaltung und von den Schlachthöfen konfrontiert werden, reagieren sie in der Regel mit Ekel und Entsetzen. Ein ganz ähnliches Phänomen stellt sich ein, wenn wir zum Beispiel auf der Straße zufällig Zeuge werden, wie ein Erwachsener ein Kind schlägt. Auch da reagieren wir mit einem kollektiven Gleichempfinden: mit Wut und Empörung. Wir Menschen fühlen sehr ähnlich, wenn es darum geht, was man einem Kind antun darf. Oder eben einem Tier. Und dieses blinde Einverständnis muss die ethische Grundlage unseres Umgangs mit allen Kreaturen sein. Hier haben wir Einigkeit. (Die Menschen reagieren übrigens völlig anders, wenn sie Zeuge einer traditionellen Hauschlachtung werden.)

Leider haben heute unser kollektives Gefühl für einen gerechten Umgang mit Tieren und die Zucht-, Lebens- und Sterbebedingungen in der industrialisierten Fleischwirtschaft nichts mehr miteinander zu tun. Die Realität der Schlachthöfe verewaltigt unsere Vorstellung von einem fairen Miteinander zwischen Mensch und Tier. Wie konnte es dazu kommen?

Die Erklärung ist furchtbar banal, drei Faktoren kommen zusammen: Erstens ist die Nachfrage nach tierischen Produkten, vor allem nach Fleisch, in den letzten Jahrzehnten immens gestiegen. In Deutschland wird heute so viel Fleisch gegessen, dass eine nachhaltige Fleischwirtschaft das Bedürfnis niemals decken könnte. Zweitens wird diese Nachfrage von einer mächtigen Industrie bedient, in der das Tier nicht als Lebewesen wahrgenommen wird, sondern als Produkt, als Verkaufseinheit. Das erklärt, warum von dieser Seite niemals im Sinne des Tieres argumentiert wird, sondern nur im Sinne der Wirtschaftlichkeit.

Drittens hat es eine willfährige Politik zugelassen, dass sich die Produktionsbedingungen so zuspitzen konnten. Sie hat die Perversion legalisiert. Ich unterstelle der Bundesministerin für Ernährung, Landwirtschaft und Verbraucherschutz, Ilse Aigner, dass sie den beschriebenen Common Sense an sich selbst kennt, dass sich ihr in einer Schlachthanlage der Magen ebenfalls umdreht. Sie zieht nur nicht die entsprechenden Konsequenzen daraus.

Doch die Inkonsequenz der Politiker entlässt uns Verbraucher nicht aus der Verantwortung. Wir können diese Industrie verändern, jederzeit. Die Nachfrage regelt das Angebot, so wie sonst auch. Auf mich persönlich gemünzt bedeutet das: keine Nachfrage, null! Meinertwegen gibt es diese Art von Tierhaltung und Fleischproduktion nicht. Meinertwegen gibt es diese Produkte nicht. Nicht das Brustfilet vom Masthähnchen, nicht das Schweinefilet aus der Massentierhaltung, nicht diese Milch. Ich möchte diese Produkte ausdrücklich nicht. Ich möchte an-

Ich stelle das Leben des Menschen über das der Tiere und das Leben der Tiere über das der Pflanzen.

dere, bessere, geschmackvollere, weniger umstrittene, angemessene erzeugte. Ja auch dann, wenn sie viel teurer sind.

Die Preisdiskussion, die in diesem Zusammenhang geführt wird, ist unanständig. Natürlich wird das Fleisch teurer, wenn die Tiere länger leben, mehr Platz haben, komfortabler transportiert werden. Die Bezahlmoral für ein Huhn kann trotzdem nicht als Argument für Käfighaltung dienen. Es gibt kein Grundrecht auf sechsmal die Woche Schweinefleisch. Und auch nicht auf einen Liter Milch für 45 Cent. Eine Grundversorgung der Bevölkerung mit rosafarbenem, sehnlosen, herzförmigem Putenbrustfleisch ist nicht im Grundgesetz verankert. Ja, das ist polemisch, aber die Vehemenz, mit der billiges Fleisch für alle wie ein Grundrecht verteidigt wird, ist ebenso unangemessen wie die Bedingungen in den Ställen.

Etwas sechs Millionen Menschen in Deutschland handeln konsequenter als ich. Sie leben vegetarisch. Und ein paar Hunderttausend sogar vegan, sie verzichten völlig auf tierische Produkte: kein Honig, keine Lederschuhe, kein Seidenschal. Mehr als sechs Millionen Menschen, die nicht mehr Teil des Problems sind. Das nötigt mir großen Respekt ab. Mein Weg ist es trotzdem nicht. Mein Ziel ist, die grausamen Auswüchse unseres Konsums abzustellen, unser kollektives Gefühl von artgerechter Behandlung von Tieren wieder zum Maßstab unseres Tuns zu machen, die Massentierhaltung in eine Klassentierhaltung zu verwandeln und das Schmerzhafte unseres Handelns auf die Schlachtung zu beschränken.

Veganer sehen das völlig anders. Für sie bringt die Tötung bereits so viel Leid über das Tier, dass man auf seine Produkte ganz verzichten muss. Ich bin da ausdrücklich anderer Meinung und muss diese völlig zu Recht immer wieder begründen. Warum finde ich es richtig, dass ein Tier sterben muss, um meinen persönlichen Appetit zu stillen? Woher kommt die Anmaßung, dass meine niedrigen Bedürfnisse höher einzuschätzen sind als das Leben von Schweinen, Rindern, Hühnern, Puten und Fischen? Weil es der Hackordnung auf unserer Erde entspricht. Weil die Sardine den Krebs verschlingt, sich der Wolfsbarsch die Sardine holt und ich mir den Wolfsbarsch. Mir ist völlig klar, dass es genau diese Logik ist, die viele Vegetarier und Veganer aufbringt. Aus ihrer Sicht ist das eine rückwärtsgewandte Art, mit archaischen Prinzipien und einer Das-war-doch-schon-immer-so-Logik zu argumentieren. Da wir es doch heute besser wissen müssten. Und uns anders verhalten könnten. Wir erschlagen ja auch nicht mehr unsere Nachbarn, wenn uns sein Haus gefällt, und rauben seine Frau. Schon wieder Polemik. Und doch ist es der Grund, warum ich Fleisch esse. Ich stelle das Leben des Menschen über das der Tiere und das Leben der Tiere über das der Pflan-

Die Preisdiskussion ist unanständig. Die Bezahlmoral für ein Huhn kann nicht als Argument für Käfighaltung dienen.

zen. Für mich bedeutet Respekt vor dem Tier, dass es nicht mehr leiden muss als nötig. Aber sein Tod ist nötig, wenn ich sein Fleisch essen will. Respekt bedeutet nicht, dass es für unsere Bedürfnisse nicht sterben darf. Neben der steigenden Zahl der Vegetarier in Deutschland kann ich noch einen zweiten Ernährungstrend erkennen. Die Zahl der Menschen, die viel bewusster und sorgfältiger als früher mit Lebensmitteln umgehen, wächst. Und dieses Bewusstsein und diese Sorge gelten ganz besonders dem Fleisch. Ich gehöre zu diesen Menschen. Wir stellen dem Metzger Fragen, bevor wir bei ihm kaufen, zum Beispiel: Kommt das Fleisch aus der Region? Wie wurde es produziert? Wie schnell wurde das Tier gemästet? Wurde es prophylaktisch mit Medikamenten behandelt? Wie und wo wurde das Tier geschlachtet? Mein Metzger antwortet auf diese Fragen zu meiner Zufriedenheit. Und das ist der Grund, warum ich bei ihm Fleisch kaufe. Besonders gutes Fleisch. Und es ist noch etwas, was diese Menschen auszeichnet: die Wertschätzung, die sie dem Fleisch entgegenbringen.

Ich wünsche mir den Sonntagsbraten zurück. Ein Fleischgericht, auf das sich die ganze Familie freut, weil es etwas Besonderes ist. Das mit großer Liebe zubereitet und mit großer Lust am Tisch gegessen wird. In meinem Kochmagazin „Beef!“ ikonisieren wir diese besonderen Momente und dieses besondere Fleisch. Wir philosophieren über den Schnitt, die Qualität, die Zubereitungsart, wir setzen uns mit dem Produkt auseinander, lassen trocken reifen, legen ein, grillen rückwärts, räuchern selber. Bei uns ist das Stück Fleisch sogar Cover-Modell. Und die Leser nehmen an dieser Auseinandersetzung teil. Sie diskutieren mit uns, fragen nach den richtigen Metzgern, geben einander Anregungen. Menschen, die mit Liebe Fleisch essen. So wie ich.



Genießer: Jan Spielhagen, Chefredakteur der Zeitschrift „Beef!“, wünscht sich den Sonntagsbraten zurück.



Ein Hoch aufs Methionin

AGRARFORSCHUNG Nicht Vegetarier werden die Welt retten, sondern Chemiker. Ein Zwischenruf

Von Michael Rutz

Die Erde wird nicht größer, die Zahl ihrer Bewohner aber steigt rasant: Vor wenigen Monaten haben wir die Sieben-Milliarden-Grenze überschritten, 2025 werden acht Milliarden Menschen den Planeten bevölkern. Acht Milliarden Menschen, die gesättigt werden wollen. Die Frage, ob damit auch der Fleischverbrauch in der Welt weiter steigen wird, ist entscheidend: Ja, so wird es kommen. Und der Fleischkonsum wird gerade in Ländern wie China und Indien zunehmen, wo viele Menschen noch in Armut leben.

Er wird kommen, auch wenn die Vegetarier dieser Welt den Nichtvegetariern mit Leidenschaft ihren Fleischkonsum ausreden wollen. Da paaren sich gesundheitliche Warnhinweise mit dem Mitleid zur tierischen Kreatur. Oder man prangert die umweltschädliche Produktion des pflanzlichen Futters zur Tiermast an sowie seine Flächenkonkurrenz zu menschlicher Nahrung. Zudem sei alles in der Hand anonymen „Großkonzerne“, deren Feindbildwert steigt, wenn sie amerikanischer Herkunft sind.

Vor allem die Geflügel-Nachfrage wächst in allen Erdteilen rasant. Zwischen 2010 und 2016 wird alleine in Chi-

na eine Zunahme des Geflügelfleischverbrauchs um 42 Prozent erwartet. Die Menschen wollen Fleisch essen, und zwar mehr als bisher: Der weltweite Fleischverbrauch, der im Jahr 2000 noch bei 37,4 Kilo pro Kopf lag, wird bis 2050 schätzungsweise auf jährlich 52 Kilo ansteigen. Die Welternährungsorganisation FAO forderte bereits auf dem Welternährungsgipfel 2002 in Rom zu intensiverer agrarwirtschaftlicher Forschung auch auf dem Felde der Biotechnologie auf.

An fehlenden Ressourcen oder mangelnder Technik müsste die Lösung des Hungerproblems nicht scheitern. Nach Berechnungen des britischen Agrarökonom Keith Jaggard könnten die Erträge in der Landwirtschaft bis zum Jahr 2050 sogar um die Hälfte gesteigert werden. Man müsse es nur ernsthaft wollen und dürfe die grüne Biotechnologie nicht verteufeln.

Unbestritten ist: Der Frage nach der technischen und wirtschaftlichen Machbarkeit steht jene nach der ethischen Verantwortbarkeit gegenüber. Die Frage ist, ob, wie und unter welchen Bedingungen eine intelligente und nachhaltige, entwicklungs- und gesellschaftspolitisch sinnvolle wie ökonomisch und ökologisch verantwortbare und vor allem

ausreichende Steigerung des Nahrungsmittelangebots erreicht werden kann.

Das kann funktionieren, und am Beispiel der Geflügelproduktion lässt sich dies besonders gut veranschaulichen. Notwendig sind dort essentielle Aminosäuren, also Eiweiße, die lebenswichtige Bestandteile menschlicher und tierischer Ernährung bilden. Sie kommen in etwa 20 Formen vor, die nicht allesamt vom Körper selbst produziert werden. Etwa zehn von ihnen müssen täglich mit der Nahrung aufgenommen werden. Einige davon sind in pflanzlichen Nahrungsmitteln enthalten, andere muss man in Form von tierischem Eiweiß (Fischmehl, Tiermehl) oder durch Sojaprodukte zuführen. Werden diese essentiellen Aminosäuren durch synthetisch erzeugte Aminosäuren ersetzt, steigt die Fütterungs- und Lebensmittelqualität. Zugleich entfallen dadurch der Anbau von Getreide oder Soja beziehungsweise die entsprechende Produktion von Fisch- oder Tiermehl. Das schont die Umwelt nachhaltig.

Die wichtigste synthetische Aminosäure ist das DL-Methionin, dessen Marktvolumen gegenwärtig bei 750 000 Tonnen liegt. Es wird als erste synthetische Aminosäure zur Geflügelproduktion eingesetzt. Gewonnen wird DL-Methionin auf

petrochemischer Basis. Um einen ökologischen Beurteilungsrahmen auch für die öffentliche Diskussion zu schaffen, setzen die Hersteller synthetischer Eiweiße „Life Cycle Assessments“ ein, also Ökobilanzen, in denen die Umweltwirkungen des Produktes während seines ganzen Lebensweges dargestellt werden. Auch im Falle synthetischer Aminosäuren lässt sich so ein besseres Verständnis für den ökologischen Zusammenhang zwischen nachhaltiger chemischer Produktion und der Wohlfahrt von Tieren, Endverbrauchern und ihrer Umwelt erzielen.

Bei Betrachtung der Umweltbilanz für synthetisches Methionin fällt vor allem die gewaltige Ersparnis von Anbauflächen für die bisher verwendeten pflanzen-

Ein Kilogramm DL-Methionin ersetzt 160 Kilo Sojamehl, das somit nicht mehr importiert werden müsste. Es wird auf petrochemischer Basis gewonnen.

chen Eiweißfutter ins Auge. Denn ein Kilogramm Methionin ersetzt in der Fütterung 160 Kilogramm Sojamehl, entsprechende Importe können entfallen. Die Verwendung von 750 000 Tonnen synthetischem Methionin würde also die Nutzung von 15 Millionen Hektar Ackerland zum Zwecke des Anbaus fütterergänzender agrarischer Eiweiße überflüssig machen. Dies ist segensreich, da die Flächen für den Anbau von Getreide und Gemüse für den menschlichen Verzehr knapper werden. Denn die klimatisch verursachte Bodenerosion zerstört jährlich mindestens zehn Millionen Hektar agrarischer Fläche, und bisher für menschliche Nahrung verwendete agrarische Anbauflächen werden überdies für die pflanzliche Energieerzeugung umgewidmet.

Synthetische Eiweiße sind zudem „sortenrein“. Pflanzliches Eiweißfutter hingegen enthält Aminosäuren in unterschiedlichen Anteilen, verwertet wird aber nur bis zur Grenze des Eiweißes mit dem geringsten Anteil – das „Minimumgesetz“ Justus von Liebig: „Der Nutzen der in Futtermitteln enthaltenen Proteine wird durch die knappste Ressource eingeschränkt.“ Mithin werden auf pflanzlichem Wege überschüssige Proteine erst produziert, dann vernichtet.

Aber die Ökobilanz setzt sich fort: Pro metrischer Tonne künstlich hergestellten Methionins – so haben es das Institut für Energie- und Umweltforschung ifeu sowie die Unternehmensberatung McKinsey vorgerechnet – werden 23 Tonnen CO₂-Emissionen eingespart. Das bedeutet: Bei Vollaustlastung der jetzt vorhandenen Kapazitäten ließen sich etwa 14 Millionen Tonnen CO₂ pro Jahr einsparen. Bei Ammoniak geben diese Berechnungen den Faktor 1:26, bei Nitrat 1:7 an. Solche Belastungsminderungen sind ökologisch bedeutsam, da nach Angaben der FAO bereits ein Fünftel des EU-Ackerlandes einen Stickstoffüberschuss aufweist und das Grundwasser Nitratfrachten trägt. Würden synthetische Aminosäuren in der Schweinemast EU-weit eingesetzt, ließen sich 300 000 Tonnen Stickstoff ersparen.

Das Thema ist zu kompliziert, als dass man es einer emotionalen Diskussion überlassen dürfte. Fleischverbrauch muss die Umwelt nicht schädigen, wie es oft jene behaupten, die im warmen Nest des Reichtums sitzen und selbst als Vegetarier auf die edelsten Eiweiße Rückgriff nehmen können. Den ärmeren Teilen der Erde und ihren Menschen ist damit nicht gedient.

Christ & Welt: Können Sie die Kelchworte der Heiligen Messe auswendig?

Raoul Schrott: Ich erkenne sie wieder. Dennoch telefonieren Sie hier mit einem Atheisten, wenngleich ich als Dichter ein unzweifelhaft meta-physisches Gewerbe betreibe. Aber Sie wollen ja mit dem Übersetzer und Literaturwissenschaftler sprechen.

C&W: Geben Sie Papst Benedikt XVI. recht, wenn er aus Gründen der Texttreue das Wandlungswort „für alle“ in „für viele“ umwandelt?

Schrott: Nein – insofern er sich dafür auf das Prinzip „wörtlicher Entsprechung“ im Gegensatz zu interpretativen Übersetzungen mit ihren „strukturellen Entsprechungen“ beruft. Eine solche Vorstellung von wörtlicher Übersetzung ist unhaltbar. Für solche Entsprechungen müsste ein Wort allein stehen können: Es erhält seine Bedeutung jedoch immer auch aus einem Zusammenhang. Denken Sie an ein Lexikon – darin wird jedes Schlagwort durch andere definiert und so weiter. Zudem sind Wörter nie passgenau übertragbar, nicht einmal in so eng verwandten Sprachen wie Deutsch, Französisch und Englisch. Holz heißt auf Französisch „bois“, auf Englisch „wood“, wobei unsere Randbedeutung „Wald“ ins Zentrum tritt. Aus diesen Gründen kann es keine Eins-zu-eins-Entsprechungen geben. Jede Übersetzung beruht auf einer Auslegung – sowohl des Wortsinns wie des Kontextes. Selbst der wörtlichste Übersetzer wird da – traduttore/traditore – zum Verräter. Das weiß der Papst im Grunde; so viel Italienisch wird er inzwischen können. Die Frage ist nur, was der Übersetzer verrät: den Geist des Originals – oder sich selbst. Und da stellt der Papstbrief ein Paradebeispiel jener Interpretationen und strukturellen Entsprechungen dar, die er sich gerade verbitten will.

C&W: Inwiefern?

Schrott: Die Krux des Problems ist, dass uns mit dem Neuen Testament nur die griechische Übersetzung eines hebräischen „Urtextes“ vorliegt. Will man dem Original treu bleiben – also möglichst „wörtlich“ sein –, muss alles darauf ausgerichtet sein, darunterliegende hebräische Ausdrucksformen zu rekonstruieren. In dieser Hinsicht gab es offenbar einmal den exegetischen Konsens, die griechische Vokabel für „viele“ als Wiedergabe eines semitischen Ausdrucks zu sehen, der „alle“ als Gesamtheit bedeuten sollte. Dieser Konsens ist laut Papst zerbrochen. Statt einen neuen herzustellen und sich mit dem ursprünglichen Wort Sinn zu befassen, überspringt der Papst dieses Problem jedoch mit zwei Sätzen, um darauf das „pro multis“ – „für viele“ – der lateinischen Vulgata als verbindlich zu erklären.

Statt des Originals wird also die Übersetzung einer Übersetzung zur Textbasis. Und dann lässt er sich in einer seitenlangen Kasuistik darüber aus, wie aus „viele“ trotzdem noch „alle“ werden kann. Wie derart aus einem X ein U werden soll, ist nicht uninteressant zu lesen. Es täuscht jedoch nicht darüber hinweg, dass damit nur eine Lesart legitimiert werden soll – aufgrund kirchenväterlichen Lateins und in völliger Ferne zum Original. Das hat weder mit Wissenschaftlichkeit noch mit Texttreue zu tun, sondern mit Dogma.

C&W: Ein Dogma ist es nicht, sondern nur ein Brief. Wie würden Sie denn die griechischen Worte „hyper pollon“ und „peri pollon“ aus der Abendmahlsszene der Evangelien übersetzen?

Schrott: (lacht) Von meinem Hotelzimmer hier aus? Gar nicht: Weil meine Hebräischkenntnisse nicht dafür reichen. Sonst würde ich ja genauso über den Text hinweggehen. Das Ironische ist, dass eigentlich nur der Text heilig ist. Heilig im Sinne von „ganz für sich bestehend“, weil selbst die hunderttausendste Auslegung ihn nicht verändern kann: Er bleibt das,



»Ich halte die Auslegung des »für viele« für erstaunlich aufklärerisch. So wird für mich kein Blut vergossen.«

Elementarteile: Raoul Schrott, 1964 in Landeck, Tirol, geboren, ist Schriftsteller und Übersetzer. Besonders beachtet wurde seine Übersetzung der „Ilias“. Der Urtext des Neuen Testaments ist, wie Homers Schriften, in Griechisch verfasst. Von Raoul Schrott ist kürzlich die Erzählung „Das schweigende Kind“ im Carl Hanser Verlag erschienen.

„Hier wird aus dem X ein U“

DISPUT Hat Jesus sein Blut für alle vergossen oder für viele? Benedikt XVI. sagt: für viele. Der Übersetzer Raoul Schrott kritisiert die Änderung der Wandlungsworte. Darin offenbare sich nicht wissenschaftliche Texttreue, sondern kirchliches Dogma

was er ist. Und da wir es mit einer Übersetzung zu tun haben, ist er zudem letztlich unauslotbar: so mehrdeutig wie numinos. Da eine der Interpretationen als die richtige, ja wörtliche ausgehen zu wollen, verrät nur – setzen Sie selbst ein: Beschränktheit? Hybris? Jedenfalls ein Bestehen auf Deutungshehoheit. Dem lässt sich der Spruch entgegenhalten, wonach ein wahrhaft Weiser zu jedem Vers des Korans 99 Interpretationen darlegen kann. Kirchliche Institutionen jedoch können gar nicht anders, als solche Vielfalt zu beschneiden. Sie rechtfertigen sich ja erst, wenn sie eine verbindliche Auslegung anbieten: Rechtgläubigkeit also.

C&W: Kann es sich ein Papst leisten, diese Vielfalt zuzulassen? Er ist nun einmal kein Übersetzer, sondern Oberhaupt einer Weltkirche ...

Schrott: Da haben Sie recht. Die Kirche stellt jedoch nur die bürokratische Verwaltung des Heiligen dar. In dieser Struktur ist der Papst der Garant der Orthodoxie. Das überträgt sich auf die Religion, insofern sie etymologisch vom „Wieder-Lesen“ ableitbar ist: So wird die für alle verbindliche Lesart eines Textes etabliert, aus der sich wiederum das Dogma entwickelt. Es gibt jedoch eine andere Ableitung von Religion als „Wieder-Bindung“ an die Welt. Und da die Welt nun mal sehr komplex ist, sollte auch die Bindung an sie diese Komplexitäten widerspiegeln. Heilige Einfachheit und göttliche Dreifaltigkeit werden dem nur wenig gerecht.

C&W: Wie wirkt der Ton des päpstlichen Briefes an die Bischöfe auf Sie: Eher wie ein Basta des Kirchenoberhauptes oder

wie das Herantasten eines Wissenschaftlers an die Wahrheit?

Schrott: Weder noch. Er ist sehr freundlich geschrieben und argumentiert einfach, aber rhetorisch elegant. Man kann sich darüber freuen und dem darin vorgeschobenen Prinzip der Texttreue mit Nachsicht begegnen – wozu den Papst befehlen? Als Einladung zu einer Gegenmeinung sollte man den Brief wohl ohnehin besser nicht betrachten.

C&W: In einem schriftlichen Text kann man in einer Fußnote anmerken, dass

man zwar „für alle“ sagt, aber „für viele“ meint. Wie lässt sich im gesprochenen Wort vermitteln, dass man etwas anderes sagt, als man meint?

Schrott: Nur schlecht. Und wenn, würde dies – wie eine Fußnote – die denkbar schlechteste Lösung darstellen. Bereits Platon hat an einem Text kritisiert, dass er anders als das gesprochene Wort anonym ist. Er bleibt zwangsläufig mehrdeutig, weil ihm das Auktoriale des Gesprochenen abgeht: Mimik, Gestik und Intonation, mit denen man sonst seine Intention verdeut-

licht. Selbst der beste Schauspieler wird jedoch aus „vielen“ kaum „alle“ machen können. Dazu ist bei dieser nunmehr dritten Übersetzung der Sprachgebrauch zu berücksichtigen, wie er gegenwärtig für etwa 100 Millionen Deutschsprechende gilt. Und für uns bedeutet „viele“ keinesfalls „alle“. Muss man solche Selbstverständlichkeiten klarstellen?

C&W: Man kann aus dem Brief herauslesen, dass es Benedikt XVI. auch darum geht, die Übersetzung vom Zeitgeist zu reinigen. Manche Ihrer Schriftstellerkollegen finden gerade dieses Ansinnen besonders edel. Sie nicht?

Schrott: Nein. Aber es demonstriert den Anachronismus, der das Wesen von Kirche ausmacht. Dagegen muss jeder Text – weil Sprache veraltet und das, was sie darstellt, ebenfalls den Zeitläuften unterworfen ist – alle paar Generationen neu übersetzt werden, um verständlich und relevant zu bleiben. Stellen Sie sich vor, die dreitausend Jahre alte Begriffsvorstellung der Bibel würde wirklich in einer heutigen Sprache der Gegenwart angepasst – dann würde aus dem Vatikan ein Museum samt Antiquariat. Dabei neigen paraphrasierende Übersetzungen – die der Papst bei seinen vielsprachigen Gebeten bemängelt – sicherlich zur Banalisierung. Da jedoch frage ich mich, wie der Papst das beurteilen kann. Ist er im Koreanischen, Russischen oder einer der 800 Sprachen Papuas so firm, dass er von der Warte des Muttersprachlers zu erkennen vermag? Vielleicht helfe eine etwas inbrünstigere Vortragsart, um solchen Bedeutungsverlust entgegenzuwirken.

DIE KELCHKONTROVERSE

Am 14. April dieses Jahres schrieb Papst Benedikt XVI. einen Brief an die deutschen Bischöfe zur Frage der Übersetzung der Kelchworte. Bisher sagt der Priester während der Wandlung: „mein Blut, das für euch und für alle vergossen wird.“ Dieser deutsche Text ist seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil in Gebrauch, im lateinischen Messbuch heißt es an entsprechender Stelle „pro multis“. Der Papst fordert in dem Schreiben, das erst am 24. April veröffentlicht wurde, die Bischöfe auf, die Formulierung „für viele“ zu verwenden: „Für alle“ sei keine reine Übersetzung, „sondern eine Interpretation, die sehr wohl begründet war und bleibt, aber doch schon Auslegung und mehr als Übersetzung ist.“ (siehe Christ & Welt, Nr. 18, Seite 6).

am Geist der Wandlungsworte nichts ändere. Gleichwohl deuteten einige deutsche Theologen den Abschied vom nachkonziliaren Text als freundliche Geste des Papstes gegenüber den Piusbrüdern, andere als Begrenzung des Heils auf einen exklusiven Katholiken-Club. Burkhard Müller schrieb in der „Süddeutschen Zeitung“: „Interessant ist, dass der Papst, indem er sich gegen eine Tradition der katholischen Kirche entscheidet und stattdessen dem Wortlaut der Bibel zur Geltung verhilft, sich eher wie ein Protestant als wie ein Katholik verhält.“ Damit die Katholiken die Änderung verstehen, soll sie durch eine Katechese darauf vorbereitet werden. Erzbischof Robert Zollitsch, der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, erklärte, mit dem Papstbrief sei die Kelchwort-Kontroverse abgeschlossen. **cf1**

C&W: Ist er schlecht beraten?

Schrott: Sie verkennen den Papst. Aufgrund seiner tendenziellen Unfehlbarkeit lässt sich da nichts auf einen Beraterstab abwälzen. Andererseits fällt die Infallibilität leichter, wenn man an Althergebrachtem festhält.

C&W: Es kann doch ganz tröstlich sein, an Altem festzuhalten, wenn sich drum herum alles ändert ...

Schrott: Ich lese die Bibel aus historischem, literarischem, anthropologischem Interesse. Wirklichkeit erklärt sie mir nicht. Nehmen Sie die Sintflutgeschichte: Sie stellt eine freie Übertragung aus dem Epos von Gilgamesch dar. Vor 3000 Jahren hat sie den damaligen kosmologischen Wissensstand wiedergegeben – heute tut sie das nicht mehr. Obwohl umgekehrt nicht zu leugnen ist, dass die Idee des Urknalls von einem Physiker stammt, der katholischer Priester war ...

C&W: Als vor zwei Jahren der Missbrauchsskandal die katholische Kirche in Deutschland erschütterte, hat der Papst keinen Brief an die deutschen Bischöfe geschrieben. Nun schreibt er mehrere Seiten. Ist diese Frage wirklich so wichtig?

Schrott: Ja und nein. Die Kirche sieht sich als Träger überzeitlicher Werte: Da fallen die Menschlein, die diese nur sehr kurzlebig und unvollkommen verkörpern, kaum ins Gewicht. Andererseits halte ich die Auslegung des „für viele“ – selbst wenn es eine Missdeutung des Originals sein sollte – für erstaunlich aufklärerisch. So wird für mich kein Blut vergossen, und auch die Anhänger anderer Religionen werden froh sein, nicht in diese Blutschuld genommen zu werden. Dazu schiebt es übergreifender Missionarstätigkeit einen Riegel vor und erklärt die Katholiken zu dem, was sie sind: eine Konfession unter vielen. Am liebsten wäre mir allerdings, Religion würde endlich zur Privatsache erklärt. Im Namen einer Religion werden nach wie vor mindestens ebenso viel Gräueltat verübt wie von jeder profanen totalitären Ideologie.

C&W: In Ihrer Heimat Tirol ist Religion sehr öffentlich. Da stehen Wegkreuze, Kapellen, Heiligenfiguren ...

Schrott: Was hat das mit mir zu tun? Religion stellt eine Projektion menschlicher Figuren auf ein diesbezüglich völlig indifferentes Universum dar – im Vergleich dazu sehe ich die Unbekanntheit der Astrophysik als das weit größere und fruchtbarere Mysterium. Und als Dichter gehe ich sowieso einem Gewerbe nach, das sich zwar nur langsam von der Religion emanzipiert hat, dessen Metaphern aber eine Übung in Transzendenz darstellen: Zwei konkrete Worte verbinden sich in ihr zu einer metaphysischen Vorstellung. Insofern bin ich so gläubig, wie ich kritisch bin. Der entscheidende Unterschied ist, dass die Religion ihre Parallelen sich im Unendlichen schneiden lässt, im Fluchtpunkt eines Gottes, während die Poesie ihre Parallelen offen lässt, um das Ambivalente und Widersprüchliche zu behaupten. Religion lebt – im Unterschied zum privaten Glauben – von Orthodoxie; Poesie von Paradoxie.

C&W: Sie haben unter anderem Homer übersetzt. Würde es Sie reizen, das Neue Testament aus dem Griechischen zu übersetzen?

Schrott: Nein. Bei aller Sympathie für das Menschliche und Rebelle der Jesusfigur – das Zelotische, das Sendungsbewusste und Selbstgerechte hat mir nie behagt. Das gilt auch für die Symbolik seines Todes, die der Kelchspruch ausdrückt. Sich seines Glaubens wegen aufzuopfern, darin drückt sich auch die un-menschliche Weltverachtung aller Märtyrer aus, islamischer wie christlicher. Für etwas zu sterben, für das es sich zu leben lohnt, ist etwas anderes, als zeit seines Lebens dagegen aufzubegehren.

Das Gespräch führte Christiane Florin.

DIE ZEIT mit »Christ & Welt« empfehlen, Prämie wählen!

Empfehlen Sie Freunden, Bekannten oder Kollegen DIE ZEIT mit »Christ & Welt« für 1 Jahr frei Haus, und freuen Sie sich über eine attraktive Prämie. Dafür müssen Sie nicht selbst Abonnent sein.

Rimowa Salsa – Cabin Trolley IATA

Der Rimowa Polycarbonat-Koffer ist die leichte Alternative zum Weichgepäck und so robust wie ein Hartschalenkoffer. Patentiertes kugelgelagertes Rollsystem. Maße: 40 x 55 x 19,5 cm.

Für 1 Jahr DIE ZEIT mit »Christ & Welt« frei Haus. Zuzahlung nur 99,- €

Weitere Prämien unter www.zeit.de/cw-praemienabo

BestChoice-Gutschein € 60,-

Mit dem BestChoice-Einkaufsgutschein im Wert von € 60,- können Sie z. B. bei Galeria Kaufhof, IKEA, Media Markt, Tchibo oder amazon.de, einkaufen.

Für 1 Jahr DIE ZEIT mit »Christ & Welt« frei Haus. Ohne Zuzahlung



Ich möchte DIE ZEIT mit »Christ und Welt« lesen

Name, Vorname _____
 Straße/Nr. _____
 PLZ/Wohnort _____
 Telefon _____ E-Mail _____
 Ich zahle: bequem per Bankinzug gegen Rechnung
 Geldinstitut _____
 Kontonummer _____ Bankleitzahl _____
 Datum _____ Unterschrift _____

Der neue Leser war in den letzten 3 Monaten nicht Abonnent der ZEIT. Er erhält DIE ZEIT frei Haus für 1 Jahr für zzt. nur € 4,10 pro Ausgabe sowie kostenlos den Newsletter ZEIT-Brief. Es gilt die jährliche Zahlungsweise. Das Abonnement verlängert sich um ein weiteres Jahr, wenn nicht 6 Wochen vor Ablauf des bezahlten Bezugszeitraumes gekündigt wird. Dieses Angebot gilt nur in Deutschland und solange der Vorrat reicht. Auslandspreise auf Anfrage. Das Angebot gilt nicht für Eigenbestellung, Werbung von im selbst Haushaft lebenden Personen und Studenten-Ermäßigungen. Die Zusendung der Prämie erfolgt ca. 4 Wochen nach Zahlungseingang. Zuzahlungs-Prämien werden per Nachnahme geliefert.

Ich erhalte die Prämie:

Rimowa Salsa silber Rimowa Salsa schwarz BestChoice-Gutschein

Name, Vorname _____
 Straße/Nr. _____
 PLZ/Wohnort _____
 E-Mail _____

Bestellnummer: PA 881883

DIE ZEIT, Leser-Service, 20080 Hamburg
 0180-5252908* 0180-5252909*

*14 Cent/Min. aus dem deutschen Festnetz, 42 Cent/Min. aus dem Mobilfunknetz. Bitte immer Bestellnummer angeben.

SAMMLUNG

EIN BILD, EIN SATZ, EIN WUNDER | Heute kuratiert von Wolfgang Huber

Warum haben Sie dieses Bild ausgewählt, Herr Huber?

»Betörendes Blau. Das Bild zeigt den Schöpfer, ohne gegen das Bilderverbot zu verstoßen. Viele Bilder kenne ich von diesem ungewöhnlichen Maler; aber keines ist mir lieber als dieses. Welch ein Glück, es täglich zu sehen!«



Kurator im Monat Mai ist Wolfgang Huber, Berliner Ex-Bischof und ehemaliger EKD-Vorsitzender. Seine Empfehlung: **Siegward Sprotte:** *natura naturans* (1959).



DAS UNWESENTLICHE: NATIONALELF

Freiraum vor dem Tor

Nun steht es fest. 27 Spieler nimmt Jogi Löw mit zur EM in Polen und der Ukraine. Doch Fans fragen sich: Ist das die richtige Elf für Deutschland? Wer fliegt noch aus dem Kader? Eine Kommission Deutscher Stammtisch-Bundestrainer hat nun dem Bundesinnenministerium erstmals Kürzungsvorschläge vorgelegt. Demnach müssen Ilkay Gündogan und Mesut Özil zu Hause bleiben, denn der Islam gehört nicht zur Tradition des DFB. Auch Miroslav Klose, Jérôme Boateng, Lukas Podolski, Sami Khedira und Bastian Schweinsteiger sind gestrichen. Keiner von ihnen konnte die zur Einwechslung nötigen Sprachkenntnisse vorweisen. Unter Schläferverdacht stehen Holger Badstuber, Marcel Schmelzer und Benedikt Höwedes, weshalb sie sich in der Kabine ausruhen. Marco Reus, Julian Draxler und Mario Götze dürfen – Kampf der Kinderarbeit! – nach 22 Uhr nicht mehr auf den Rasen und werden den Erziehungsberechtigten übergeben. Cacau ist auch gestrichen, sein Name ist diskriminierend für seine Hautfarbe. Da Deutschland Europameister wird, brauchen wir keinen Torwart. Manuel Neuer, Tim Wiese, Marc-André ter Stegen und Ron-Robert Zieler, ihr könnt euch bei den Engländern melden. Apropos: „Per Mertesacker, you're out, laddie!“ Ebenfalls draußen sind alle, deren Vornamen auf eine Prekariats-Vita schließen lassen, also Mario Gómez, André Schürrle und Toni Kroos. Aus Solidarität mit den Ikea-Zwangsarbeitern bleiben Lars und Sven Bender sowie Mats Hummels zu Hause. Sie heißen wie nordische Fertigbau-Möbel und fallen beim ersten Rempler um. Thomas Müller dürfte mit, hat sich aber erdreistet, für die Werbung aus einer Milchflasche zu trinken mit dem Bomber – RAUS mit ihm! Bleibt Philipp Lahm. Er hat alles richtig gemacht: Er mag Julia Timoschenko, sagte er dem „Spiegel“. Falls Lahm nicht reicht, kann sich Joachim Gauck schon mal das Trikot anziehen. Vorne Gauck und hinten Lahm – was soll da passieren? Raoul Löbber

DAS WESENTLICHE: DOKTOR

Dann werd ich eben Prof!

TITEL Der Fall Schavan ist erst der Anfang: Bald wird der digitale Tugend-Tüv nicht nur Dissertationen, sondern auch ihre Verfasser durchleuchten

Ich war jung und brauchte den Titel. Deshalb habe ich vor 16 Jahren eine politikwissenschaftliche Doktorarbeit zum Thema „Philippe Pétain und Pierre Laval: Das Bild zweier Kollaborateure im französischen Gedächtnis“ abgegeben. Das Werk hat 445 Seiten und 1808 Fußnoten. 60 Exemplare davon liegen in einer Kiste auf dem Speicher. Der Verlag hatte sie mir günstig angeboten, sie wären sonst mangels Nachfrage geschreddert worden. Bei jedem öffentlichen Vroni-und-Sonstwie-Plag-Fall steige ich hinauf zum Dachboden und prüfe mein Werk. Bisher war mein Gewissen rein.

Womit wir bei der Promotion Annette Schavans wären. Sie hat 1980 eine Arbeit veröffentlicht mit dem Titel „Person und Gewissen – Studien zu Voraussetzungen, Notwendigkeit und Erfordernissen heutiger Gewissensbildung“. 32 Jahre später hat die Textvergleichsmaschinerie von Schavanplag darin paraphrasierte Fremdgegedanken und Zitierfehler gefunden. Nun prüft die Universität Düsseldorf, ob die Autorin den Stand der Forschung, wie bei Dissertationen üblich, zusammengefasst oder ob sie Fremdes als Eigenes ausgegeben hat.

Annette Schavan hat sich nicht spärlich bekleidet ablichten lassen; sie war nie als Pressesprecherin von Willy Brandt im Gespräch; sie hat auch nie in Tarnflecken-Jacke unsere Jungs in Afghanistan besucht. Die Bildungspolitikerin stand nicht unter Glamourverdacht. Man traute ihr glatt zu, dass sie staubige Folianten jedem Lifestyle-Magazin vorzieht. Sie hat nicht hochgestapelt, gerade deshalb können es einige nun kaum erwarten, sie tief fallen zu sehen. Bisher verloren Blender ihre Titel, Schavan wäre die erste Fleißkärtchensammlerin. Das reizt. Wenn die Geisteswissenschaftler abgegrast sind, werden die Naturwissenschaftler und Mediziner an die Reihe kommen. Vonderleyenplag, Roeslerplag, Merkelplag. Da ist noch Promotionsverlust-Potenzial. Doch bestimmt langweilt es die Nerds, dauernd Bücher einzuscannen und Doktorarbeiten durch die Maschine zu jagen.

Bald werden die ersten von ihnen eine Software entwickeln, die nicht nur Dissertationen untersucht, sondern ihre Verfasser gleich mit. Bevor irgendeine anonyme Tugendwächter-Software



Doctores sind eitel, keine Heiligen. Auch wenn sie nicht plagieren.

meine niederen Motive in Tabellenform auswirft, enthülle ich sie lieber selbst. Um mein Gewissen noch reiner zu machen, schreibe ich nun die erschütternde Wahrheit: Auch Doctores, die fehlerfrei zitiert und nicht plagiiert haben, sind keine Heiligen. Sie erbarmen sich mitnichten der unwissenden Menge mit summam-laude-verdächtiger Selbstlosigkeit. Sie streben nicht zuerst danach, die geistig Bedürftigen mit ihren kostbaren Gedanken zu beschenken. Die Mehrheit der Doktoranden will weder Fach noch Vaterland mit neuen Erkenntnissen voranbringen. In einer Dissertation beweist der Autor vielleicht Thesen, aber vor allem sich selbst.

Deutschland wäre kaum schlechter dran ohne mein Werk über zwei zweifelhafte Franzosen. Ich habe zwar an Pétain und Laval gearbeitet, aber vor allem an mir. Am Durchhaltevermögen, an der Frustrationstoleranz, am Selbstbetrugsmanagement. Anders lässt es sich kaum ertragen, jahrelang ein paar hundert Seiten zu schreiben, die deutlich weniger als hundert Leute interessieren. Man wünscht sich Leser und bekommt bloß Plagiatsjäger. Doch schon beim Tippen ahnten wir Disserteure, dass unser Werk eher auf dem Dachboden als auf der Bestsellerliste landen wird. Ich hoffe, für so viel Ehrlichkeit gibt es einige Gnadenpunkte vom Digital-Moralapostel.

Ja, uns Doctores treiben Ehrgeiz und Eitelkeit. Wie die vielen Nicht-Doctores, die nun die angebliche Titelhüberei von Schavan und Co. scharf geißeln, übrigens auch. Sollten wir kollektiv und präventiv wegen unedler Beweggründe unseren Dr. zurückgeben?

Wir haben an dicken Büchern gearbeitet, die die Welt nicht braucht. Doch gerade das hat geholfen, die Welt besser zu verstehen. Bis es so weit ist und wir den Doktorhut an den Haken hängen, haben wir uns längst einen Professorentitel organisiert. Wir finden schon eine private Hochschule für Medien-, Frustrations- und Selbstbetrugsmanagement, die sich unserer erbarmt. Für diesen Titel braucht man weder Doktorarbeit noch Habilitationsschrift. Es gibt kein Werk, das auf dem Speicher vor dem Schredder bewahrt werden muss, und keinen Verfasser, der durchleuchtet werden könnte. Gegen einen Prof. ist im Netz noch kein Tugend-Tüv gewachsen. Christiane Florin

DER ATHEIST, DER WAS VERMISST



Ende der Lethargie

Meine Klassenkameradin wollte aus der FDJ austreten. Niemand von uns, für die die leidenschaftslose Mitgliedschaft zum Schulalltag gehörte, hatte je das Statut gelesen. Sie las es und war zu dem Schluss gekommen, dass die politischen Rituale des Jugendverbandes damit wenig zu tun hatten. In einem wohlwogenden Brief an den Zentralrat begründete sie ihren Austritt. Als der Brief im Kasten war, fühlte sie sich großartig. Sie hatte diese Deutsche Demokratische Republik beim Wort genommen, das Land, in dem sie sich plötzlich zu Hause fühlte. Wenig später nahm sie ihre Austrittserklärung zurück, unter Tränen schrieb sie, was ihr der Vater diktierte. Es musste sein, er hätte sonst seinen Job verloren. Künftig unterließ sie jede demokratische Aktion, so klein begeben wollte sie nicht noch einmal. – Als Student hatte ich mir Rudolf Bahros „Alternative“ aus Westberlin mitbringen lassen, begeistert las ich von seinen Erfahrungen als Parteisekretär in einem Ostberliner VEB, ungeschminkte Wahrheit, vor der man uns bewahren wollte. Ich las und erwachte aus der lang gewohnten Lethargie, fühlte mich ernst genommen als Staatsbürger in meinem Land. Ich gab das rare Buch einem Kommilitonen weiter. Wenig später wurde ich von der Stasi verhört: Man drohte mir an, mich spurlos verschwinden zu lassen. Schließlich verriet ich den Namen des Kommilitonen, der, wie ich später erfuhr, das Buch nie gelesen, sondern es gleich bei seinen Genossen abgeliefert hatte. Erst hatte er mich, dann ich ihn verraten. Die Kirche begann zu dieser Zeit so etwas wie ein öffentlicher Raum zu werden. Doch ich bin Anfang der Achtzigerjahre ausgereist und war nicht mehr dabei, als sie mit Hoffungslichtern in der Hand aus den Kirchen zogen und die Straßen und Plätze füllten. Was für ein wunderbares Gefühl muss es gewesen sein, in diesem Herbst 1989 sich Abend für Abend mit Kerzen vor dem Staatsratsgebäude zu versammeln. Die Heiterkeit, die Freude, das Gefühl von wiedererlangter Würde ist allen, die dabei waren, unvergesslich. Die Kirche war nun nicht mehr nur der Unterschlupf, die Insel der „Andersdenkenden“, sie hatte der Volksbewegung ihre friedvolle Gewissheit mitgegeben, als sie ausströmte und das ganze Land mit Kerzen erhellte.

Erst hatte mein Kommilitone mich und dann ich ihn verraten.

Martin Ahrends lebt als Schriftsteller in Berlin.

HALTUNG, BITTE!



Lassen Sie los!

„1981 haben meine Schwester und mein Schwager plötzlich ohne Angabe von Gründen den Kontakt zu mir abgebrochen, trotz aller Versuche meinerseits, die Beziehung wieder aufzunehmen. Nun habe ich erfahren, dass beide vor einem halben Jahr gestorben sind, eingäschert und anonym bestattet. Meine jüngere Schwester und die Tochter der beiden betrachten die Sache als abgeschlossen und wollen mir keine Auskünfte geben. Kann ich ein Recht auf Auskunft geltend machen und weiter nachfragen?“ Hannalore K., Olpe

Menschen, die einem eben noch zur Seite standen, sind wie vom Erdboden verschwunden. Die, die zurückgelassen wurden, stehen an der Abbruchkante der Beziehung und blicken ins Schwarze. Die Ungewissheit über die Gründe kann da quälender sein als der Verlust. „War ich schuld? Vielleicht sind Sie nächtelang die letzten Begegnungen mit Ihrer Schwester und deren Mann durchgegangen. Vielleicht haben Sie die Phasen von Schmerz und Wut alle mehrfach hinter sich gebracht und sich fast damit abgefunden, dass da, wo Ihre Schwester war, gähnende Leere ist. Ihre Verwandten waren über 30 Jahre wie tot. Jetzt sind sie es wirklich. Das ist deshalb so bitter, weil es unwahrscheinlich ist, dass Sie je die Wahrheit über die Trennung erfahren. Mag sein, dass Ihre jüngere Schwester und Ihre Nichte Ihnen nichts sagen wollen, weil sie sich das Familiengeheimnis der Verstorbenen zu eigen gemacht haben. Vielleicht wissen die beiden aber auch nichts über die Gründe. Ein Recht auf Auskunft über Seelenlagen und Lebensmotive von Menschen gibt es nicht. Verabschieden Sie sich. Trauern Sie. Weinen Sie um Ihre Schwester, die Sie 30 Jahre vermisst haben. Lassen Sie ihr ihr Geheimnis, auch wenn es Sie so verletzt hat. Das ist das Geschenk, das Sie ihr nachträglich machen können. Natürlich wäre es schön, wenn Sie dafür einen Ort hätten, ein Grab, ein Ziel. Lassen Sie sie gehen. Wenn Sie das nicht alleine schaffen, dann holen Sie sich Hilfe. Ihre Schwester ist Ihnen viel schuldig geblieben. Vermutlich Sie ihr auch etwas. Aber Jesu Bitte aus dem Vaterunser gilt auch hier: „wie auch wir vergeben unseren Schuldigern“. Eine schwere Übung. Aber sie macht frei.

Die Pastorin Dr. Petra Bahr ist Kulturbeauftragte der Evangelischen Kirche in Deutschland und Autorin des Buches „Haltung zeigen. Ein Knigge nicht nur für Christen“. Wenn Sie vor einem Dilemma stehen und einen Ausweg mit Anstand suchen, schreiben Sie Dr. Petra Bahr. Leserpost bitte an: Christ & Welt, Heinrich-Brüning-Straße 9, 53113 Bonn. Stichwort „Haltung“. E-Mail: haltung@christundwelt.de